

Rothar Waas

Diss. München

1982



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554013_0005

ETHIK UND WISSENSCHAFT

Eine logische Untersuchung zum
Postulat der Werturteilsfreiheit

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophie
an der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von
Lothar W a a s
aus München
1982

Topp Kopie - 8000 München 2 - Gabelsbergerstraße 73

1984

Referent: PD Dr. Karl Graf Ballestrem

Korreferent: Prof. Dr. Nikolaus Lobkowitz

Tag der mündlichen Prüfung: 20. Juli 1982

Für E. und meine Eltern

In der Philosophie kommt es immer wieder vor, daß unsere Glieder in eine ihnen unnatürliche Stellung kommen, wir aber die natürliche nicht finden können und uns einreden, dies sei die natürliche und wir müssen uns nur an sie gewöhnen. Aber nur so ist ein Fortschritt zu hoffen, daß wir uns nicht an sie gewöhnen, sondern unablässig trachten, die natürliche zu suchen, und diese Erleichterung, die dann eintritt, wenn wir sie gefunden haben, sagt augenblicklich, daß sie es ist.

L. Wittgenstein

INHALT

=====

EINLEITUNG	6
----------------------	---

Kapitel I

MAX WEBER UND DAS POSTULAT DER WERTURTEILSFREIHEIT	11
1. Ein Skizze von Webers Gedanken	12
2. Antwort auf seine Kritiker	15

Kapitel II

DAS SEIN-SOLLEN-DILEMMA	19
1. Drei Kritiken voraus	20
2. Ein kleiner Exkurs	30
3. Versuch eines Neuanfangs	35
4. Der Rest - ein Kinderspiel	45

Kapitel III

WERTURTEILE UND ERFAHRUNGSWISSENSCHAFT . . .	50
1. Ein Plädoyer für Werturteilsfreiheit . .	50
2. Zwei Argumente pro und contra	57

Kapitel IV

EINE THEORIE DER GELTUNG	72
1. Die intellektualistische Legende	72
2. Zwei Weisen der Erkenntnis?	77
3. Der Charakter normativ-ethischer Theorien	83
4. Eine Methodologie	92
5. Wider den Relativismus in der Ethik	101
 BIBLIOGRAPHIE	 112

EINLEITUNG

=====

"Moralische Gegensätze können im eigenen Kreis oder sogar in mir selbst aufkommen. Wenn dies geschieht, beklagt man - im Vergleich zur Wissenschaft - die methodologische Unzulänglichkeit der Ethik. Eine wissenschaftliche Theorie findet in dem vorausgesagten, beobachtbaren Ereignis einen empirischen Halt; derjenige des moralischen Kodex liegt in der beobachtbaren moralischen Handlung. Während wir aber eine Voraussage am objektiven Verlauf der Natur prüfen können, verfügen wir für die Beurteilung der Moralität einer Handlung nur über unsere moralischen Maßstäbe selbst. Dank ihrer Verbindungen zur Beobachtung hat die Wissenschaft einen gewissen Anspruch auf eine Korrespondenztheorie der Wahrheit; das Los der Ethik jedoch ist eine Kohärenztheorie."

Mit diesen Worten hat Williard Van Orman Quine in einem Beitrag zu Ehren von W. K. Frankena, Ch. L. Stevenson und R. Brandt¹ zwischen der Wissenschaft einerseits und der Ethik andererseits unterschieden. Quine hat damit auf seine Weise nur noch einmal auf den Begriff gebracht, was in der Philosophie seit David Hume traditionelle Position ist.

Ich möchte im folgenden zu einer für die Ethik optimistischeren Sicht der Dinge kommen - zumindest hinsichtlich der philosophischen Seite der Tatsachen/Werte-Dichotomie. Soziologisch gesehen dürfte sich an der Tatsachen/Werte-Dichotomie als einer "kulturellen Institution" selbst dann nichts ändern, wenn durch ein "absolut zwingendes Argument" gezeigt werden könnte, daß sie

¹ W. V. O. Quine (1978), S. 43; in der dt. Übersetzung zitiert nach Henri Lauener, Williard Van Orman Quine (München, 1982), S. 162.

falsch ist.²

Drei Fragen sollen im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen: die Frage nach der Bedeutung von Wertbegriffen, die Frage, ob und inwieweit sich Werturteile aus Tatsachenaussagen ableiten lassen, und die Frage, ob Werturteile wahr oder falsch sein können bzw. wie sie sich rechtfertigen lassen. Von akademischem Interesse sind diese Fragen im Zusammenhang mit dem Postulat der Werturteilsfreiheit. Max Weber hat die These, daß die Ethik kein Gegenstand der Erkenntnis sei, in den Rang eines methodischen Prinzips erhoben, das die Frage der Objektivität der Wissenschaften nahezu kanonisch regelt. Folgt man dem Postulat der Werturteilsfreiheit, so kann es eine wissenschaftliche Ethik im Sinne einer normativen Wissenschaft nicht geben, und die (empirischen) Wissenschaften sind, sofern sie sich nicht von Werturteilen freihalten, als Wissenschaften disqualifiziert. Die Konsequenzen dieser nonkognitivistischen Position reichen aber noch weiter - sie reichen bis in unsere Alltagswelt hinein ...

Wittgenstein hat den Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel der Sprache als die Aufgabe der Philosophie bezeichnet. Über die Sprache der Moral nachdenken, heißt demnach herausfinden, ob Werturteile von ihrer Grammatik her nur vorgeben, Behauptungssätze zu sein, oder ob Werturteile wirklich etwas behaupten, was bewiesen oder widerlegt werden kann. Im einen Fall hätte die philosophische Untersuchung einen therapeutischen Effekt: Wenn Wert-

² So Hilary Putnam in seinem bemerkenswerten Buch Vernunft, Wahrheit und Geschichte, übersetzt von J. Schulte (Frankfurt/M., 1982), S. 173, das für diese Arbeit jedoch nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

urteile letztlich nichts anderes als Geschmacksurteile wären, dann sollten wir uns fernerhin nicht einreden, über sie in einem mehr als persuasiven Sinne streiten zu können. De gustibus non disputandum est. Im anderen Fall dürfen wir vielleicht hoffen, über die Wort- und Satzbedeutung von Wertbegriffen und Werturteilen etwas über die Wahrheitsbedingungen dieser Aussagen zu erfahren. Heißt nicht, die Bedeutung eines Ausdrucks oder einer Aussage kennen, wissen, was der Fall ist, wenn sie wahr sind?

Zweifel an der Verifikationstheorie der Bedeutung wie auch an der späteren Wittgensteinschen Gebrauchstheorie und anderen Theorien der Bedeutung sind angebracht aus mehr als einem Grund. Gewichtig dürfte aber allein die Tatsache sein, daß es der Sprachphilosophie bis heute nicht gelungen ist, einen einheitlichen Begriff von "Bedeutung" zu formulieren. Wonach fragen wir, wenn wir nach der Bedeutung eines Ausdrucks oder einer Aussage fragen: nach den Wahrheitsbedingungen, dem Gebrauch, den Intensionen, Extensionen oder Stereotypen eines Ausdrucks oder einer Aussage? Ohne eine eindeutige Antwort auf die Frage nach der Bedeutung von "Bedeutung" können wir jedenfalls nicht wissen, ob das, was wir für die Bedeutung eines Ausdrucks oder einer Aussage halten, auch wirklich seine Bedeutung ist.

In der Metaethik war es bislang üblich, das, was Wertbegriffe und Werturteile offenbar in allen situativen und sprachlichen Kontexten miteinander gemein haben, als die für sie charakteristische Bedeutung auszugeben. Daß man dabei zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen kam, ist aber wohl ein Zeichen dafür, daß die sprachanalytische Moralphilosophie so neutral nicht ist, wie man glaubt.

Trotzdem möchte ich im folgenden der einen oder anderen Metaethik weder eine dezidiert eigene Semantik gegenüberstellen noch möchte ich in Abrede stellen, daß jede für sich etwas ganz richtig erkannt hat. Alle diese Theorien, ob Emotivismus, Subjektivismus, Naturalismus oder Präskriptivismus, beziehen sich mit Recht auf gewisse Aspekte der Sprache der Moral, und es wäre töricht, dies zu leugnen. Ob alle diese Aspekte es aber auch erlauben, zu den Schlußfolgerungen zu gelangen, die man aus ihnen gezogen hat, das ist eine Frage, die man vielleicht ganz anders beantwortet, wenn sie sich einem aus einer anderen Perspektive stellt. Um Kants Diktum aus der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft zu paraphrasieren: Ich schlage vor, die Grenzen der Wissenschaft zu erkennen, um für die Objektivität der Ethik Platz zu bekommen.

Wenn es wahr ist, daß nicht alle Begriffe der Wissenschaften empirische Begriffe in dem Sinne sind, daß sie vollständig in Aussagen über Sinnesempfindungen bzw. empirische Eigenschaften (Beobachtungsaussagen) übersetzt werden können, dann - so meine ich - haben die theoretischen Begriffe der Wissenschaft und die Wertbegriffe der Ethik zumindest soviel miteinander gemein, daß sie nur partiell definiert werden können. Und wenn es wahr ist, daß weder der Verifikationismus und Probabilismus noch der Falsifikationismus eine angemessene Beschreibung für den Fortschritt der Wissenschaften sind, dann klappt letztlich zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Theorien ebenso wie zwischen verschiedenen Ethiken eine Rationalitätslücke - und beides hängt mit der Natur der theoretischen Begriffe bzw. der Wertbegriffe zusammen.

Im zweiten und im vierten Kapitel werde ich versuchen, die Gedanken in dieser Richtung zu entwickeln, und zeigen, wie auf der semantischen und der methodologischen Ebene eine Lösung für die Grundlagenprobleme der Ethik aussehen könnte. Im ersten und im dritten Kapitel werde ich kurz das Postulat der Werturteilsfreiheit vorstellen bzw. diskutieren, ob und welche Rolle Werturteile in den empirischen Wissenschaften spielen und spielen dürfen.

Ich danke meinem verehrten Doktorvater, Professor Dr. Karl Graf Ballestrem für die Förderung und das wohlwollende Interesse, mit dem er die vorliegende Arbeit begleitet hat. Frau Heidemarie Weber und Frau H. Zenker schulde ich Dank für die Reinschrift des Manuskripts und der Bibliographie.

Erstes Kapitel

MAX WEBER UND DAS POSTULAT DER WERTURTEILSFREIHEIT =====

Die Diskussion zum Thema "Wertfreiheit der Wissenschaft" ist eng mit dem Namen Max Weber verknüpft. Als Stammvater des Postulats tritt er im Werturteilsstreit (älteren wie jüngeren Datums) ebenso als Kronzeuge wie als Hauptangeklagter auf. Und beides ist eigentlich verwunderlich. Dazu zunächst ein paar Bemerkungen.

Zweifellos verdankt M. Weber seine Breitenwirkung dem eindrucksvollen Engagement, mit dem er die Werturteilsfreiheit als ein methodisches Prinzip herausstellte. Mit leidenschaftlicher Programmatik griff er zu Beginn dieses Jahrhunderts in ein schwebendes Verfahren ein, das er zunächst persönlich verlor, aus dem er wirkungsgeschichtlich jedoch als Sieger hervorging.¹ Für einen Methodologen ist Webers Argumentation allerdings nicht grundsätzlich genug.

Der Objektivitäts-Aufsatz von 1904, der Aufsatz "Der Sinn der 'Wertfreiheit'..." von 1917 und "Wissenschaft als Beruf" (1919) sind keine methodologischen Arbeiten im strengen Sinne des Wortes. In den genannten Schriften finden sich zwar die grundlegenden Gedanken zum Wertfreiheits-Postulat, sie werden aber nicht näher begründet, sondern thesenartig an den Anfang der Argumentation gestellt bzw. in Form einer bündigen Zusammenfassung der Ergebnisse metatheoretischer Untersuchungen

¹ Zum Werturteilsstreit um Max Weber, zur Entstehungsgeschichte und zum wissenschaftshistorischen Hintergrund siehe D. Käsler (1978), S. 151 - 158; N. Feix (1978), Kap. 2; F. H. Tenbruck (1959), S. 538 ff.; Chr. v. Ferber (1959) und W. Weber und E. Topitsch (1950), S. 163 - 167.

in die Erörterung eingebracht.²

Max Weber selbst hat in seiner Anmerkung zum Objektivitäts-Aufsatz betont, daß er nicht den Anspruch erhebt, "etwas 'Neues' zu fordern" und daß es ihm nicht um eine systematische Darlegung erkenntnistheoretischer Probleme zu tun war, sondern um ein "Maximum von Gemeinverständlichkeit". Für alle "tiefer liegenden" Fragen verweist er "speziell" auf seinen Gewährsmann Heinrich Rickert.³

1. Ein Skizze von Webers Gedanken

Im Mittelpunkt der Überlegungen Max Webers zur Werturteilsfreiheit steht der Satz:

"Die Unmöglichkeit 'wissenschaftlicher' Vertretung von praktischen Stellungnahmen ... ist prinzipiell deshalb (gegeben), weil die verschiedenen Wertordnungen der Welt in unlöslichem Kampf untereinander stehen."⁴

Ob Blondinen Brünetten vorzuziehen sind, ob man dem, der viel leistet und leisten kann, auch viel schuldet, Sozialleistungen zugunsten oder ungünstigen von Investitionsprogrammen gekürzt oder gehoben werden sollen - das sind für Max Weber Beispiele für Fragen ohne Ende und ohne Aussicht auf Einigung.

Man kann die Kernaussage nun auf zweierlei Art lesen: als eine soziologische und eine erkenntnis-

² Vgl. dazu auch W. Stegmüller (1973 b), vor allem S. 59/60. Für eine nähere Auseinandersetzung mit der Frage, welchen Stellenwert die Methodologie im Schaffen Max Webers einnimmt, siehe F. H. Tenbruck (1959), S. 573 - 583, und W. G. Runciman (1972), S. 99 f.

³ Siehe M. Weber (1904), S. 147, Anm. 1. Vgl. dazu auch H. Rickert (1929), S. XXIII ff. und S. 758.

⁴ M. Weber (1919), S. 603. Siehe auch die nahezu gleichlautenden Stellen in (1917), S. 507, und (1919), S. 608.

theoretisch-methodologische These. - Soziologisch daran ist die rein faktische Feststellung, daß die Menschen je nach Kultur, Tradition, Herkunft und Erziehung ganz verschiedenen Vorlieben, Wertvorstellungen und Weltanschauungen (gefühlsmäßig) verpflichtet sind. Darauf kommt es Weber aber nicht an.⁵ Der deskriptive Relativismus ist ihm kein "Beweis für den notwendig nur 'subjektiven' Charakter z. B. der Ethik" - schließlich kommen Meinungsverschiedenheiten ja auch in der Welt der Tatsachen vor⁶ -, wohl aber ein Indiz.

Worauf es Max Weber ankommt, ist der sog. methodologische Relativismus. Weber schreibt: "Es gibt keinerlei (rationales oder empirisches) wissenschaftliches Verfahren irgendwelcher Art, welches hier eine Entscheidung geben könnte."⁷ Empirisch lassen sich für Weber Wertfragen deshalb nicht entscheiden, "weil es sich da nun einmal um heterogene Probleme handelt."⁸

⁵ B. v. Greiff (1978) hat dies ganz entschieden übersehen, wenn er schreibt: "... aus eben der Nichtübereinstimmung des praktischen Wollens, aus dem individualistischen 'Kampf der Werte', nimmt Weber die Begründung für die Trennung von Theorie und Praxis ..." (S. 184). Max Weber hätte nicht gewußt, wovon er schreibt, wenn ihm selbst der Fehler unterlaufen wäre, aus einer rein faktischen Feststellung ein (normatives) Postulat abzuleiten. - In ähnlicher Weise greift H. Lübbe (1978) daneben, wenn er Webers Wertfreiheits-Postulat als basierend auf dem "Hiatus von Sollen und Wollen" interpretiert (s. S. 44). Es kann gar keine Rede davon sein, daß nach M. Weber die rationalen Möglichkeiten des Wissenschaftlers erst beim Normdurchsetzungsverfahren (und nicht schon beim Normbegründungsverfahren) versiegen würden. In (1962) war sich H. Lübbe des Problems noch wesentlich zutreffender bewußt.

⁶ Siehe und vgl. M. Weber (1917), S. 501.

⁷ M. Weber (1917), S. 508.

⁸ Ebd., S. 500. Siehe auch M. Weber (1919), S. 602.

(Max Weber spielt mehrmals auf die Hume'sche These an.⁹⁾ Und rational lassen sie sich nicht entscheiden, weil man damit in das "Münchhausen-Trilemma" kommt.¹⁰

Das höchste der Gefühle in Wertangelegenheiten ist deshalb nach Webers Überzeugung Zweck-Mittel-Rationalität. Wissenschaftlich möglich ist (a) eine Erörterung der geeigneten Mittel bei vorgegebenem Zweck; (b) eine Abwägung der (wahrscheinlichen) Folgen und Nebenfolgen intendierter Zwecke; (c) eine Nutzen-Kosten-Kalkulation; und (d) die "Herausarbeitung der letzten, innerlich 'konsequenten' Wertaxiome, von denen die einander entgegengesetzten Meinungen ausgehen."¹¹ Mit anderen Worten, Blondinen Brünetten vorzuziehen, ist nur insofern und solange vernünftig, als positive Korrelationen zwischen der Haarfarbe und den sonstigen Qualitäten einer Frau bestehen, und eine Liaison (Heirat nicht ausgeschlossen!) ausschließlich um dieser Qualitäten willen angestrebt wird - die Kenntnis der Folgen, Nebenfolgen und Kosten vorausgesetzt ...

Man sollte die Zweck-Mittel-Rationalität bzw. den methodologischen Formalismus - von Max Weber scharfsinnig herausgearbeitet - nicht geringschätzen. Es ist in der Tat eine offene Frage, inwieweit normativ-ethische Meinungsverschiedenheiten ihren Ursprung

⁹ Siehe M. Weber (1904), S. 149, 150, 152, 154 und S. 155; sowie (1917), S. 502, 503 und S. 509. - Näheres zur Hume'schen These und zum Problem der Ableitung eines Werturteils aus einer Tatsachenaussage siehe unten Kapitel II.

¹⁰ Dieser Terminus technicus stammt von H. Albert (1968), S. 13 ff., und (1971 b), S. 14 f. Gemeint ist damit das Problem von logischem Zirkel, infinitem Regreß und Dezisionismus. Siehe dazu M. Webers dezisionistische Position in (1904), S. 150 und S. 152/153; (1917), S. 507/508, und (1919), S. 608.

¹¹ Siehe und vgl. M. Weber (1917), S. 510 und S. 511. Zu diesem sog. methodologischen Formalismus siehe auch (1904), S. 149 - 151; (1917), S. 499 und S. 508; sowie (1919), S. 607/608.

nicht allein in logischer Inkonsistenz, in Tatsachenfragen oder in unterschiedlichen Annahmen über die empirischen Handlungsfolgen haben. Für M. Weber ändert das allerdings nichts daran, daß Werturteile letztlich eine Sache der Entscheidung, des Bekenntnisses, nicht aber der Erkenntnis sind. Wenn man die logische Kette bis zu den "letzten überhaupt möglichen Standpunkten" einmal durchlaufen hat, bleibt nur noch "die Notwendigkeit ..., sich zu entscheiden."¹²

Kurz und bündig zusammengefaßt: Im Sinne des Weber'schen Dezisionismus stellt der Begriff einer normativ-ethischen Wissenschaft oder wissenschaftlichen Ethik eine contradictio in adiecto dar. Und deshalb hält es Max Weber für ein Gebot der "intellektuellen Rechtschaffenheit ..., jederzeit deutlich zu machen, daß und wo der denkende Forscher aufhört und der wollende Mensch anfängt zu sprechen ..."¹³

2. Antwort auf seine Kritiker

Zäumen wir das Pferd noch einmal von hinten auf. Drei Dinge werden Max Weber von seinen Kritikern vor allem zur Last gelegt: Erstens, er hätte übersehen, daß die Forderung nach Werturteilsfreiheit selbst ein Werturteil ist; zweitens, eine werturteilsfreie Wissenschaft könne es nicht geben und gebe es faktisch nicht; und drittens stelle M. Weber die obersten Zwecke bzw. letzten Wertstandpunkte dem Irrationalismus anheim.¹⁴

¹² Siehe M. Weber (1919), S. 608.

¹³ Siehe M. Weber (1904), S. 157, und (1919), S. 510.

¹⁴ Beispiele für die Kritik am Wertfreiheits-Postulat in dem einen oder anderen Punkt finden sich in der Literatur in Hülle und Fülle. Ich erwähne hier nur die Arbeiten von Th. W. Adorno (1962), S. 137 ff.; A. Cobban (1953); J. Habermas (1963 a), v. a. S. 317/318, und (1963 b), (1964 a), S. 255 f., und (1964 b), S. 121 und S. 128, und (1965); W. Hennis (1963); M. Horkheimer (1937 c), v. a. S. 128/129, und (1965); J. Kuczynski (1972 a), v. a. S. 181, und (1972 b), S. 193 und S. 198/199; H. Marcuse (1964), S. 139 - 213, v. a. S. 152 und S. 161 f.; M. Reding (1972), S. 70 f.; und E. Voegelin (1952), S. 19 - 51.

Gehen wir die Einwände der Reihe nach durch. - Der erste Vorwurf läßt sich zweifellos nicht halten. M. Weber war sich dessen sehr wohl bewußt, daß methodologische Regeln selbst normativer Natur sind. In seinen Augen ist das Postulat der Werturteilsfreiheit jedoch der Preis für die Frucht vom Baum der Erkenntnis. Max Weber schreibt - und dem ist an Klarheit nichts hinzuzufügen -: "Die Methodologie hat weder die Macht noch die Absicht, jemandem vorzuschreiben, was er in einem literarischen Werk zu bieten beabsichtigt. Sie nimmt sich nur ihrerseits das Recht festzustellen: daß gewisse Probleme untereinander heterogenen Sinn haben, daß ihre Verwechslung miteinander die Folge hat, daß eine Diskussion zum Aneinandervorbeireden führt, und daß über die einen eine Diskussion mit den Mitteln, sei es der empirischen Wissenschaft, sei es der Logik sinnvoll, über die anderen dagegen unmöglich ist."¹⁵

Wir können auch sagen: Sofern die Argumente zugunsten des Wertfreiheits-Postulats zutreffen und sofern in der rein definitorischen Frage, was "Wissenschaft" heißen soll, Übereinstimmung besteht, liegt dem letztendlichen Bekenntnis zur Werturteilsfreiheit eine Entscheidung zugunsten der Rationalität zugrunde - die Schlußfolgerung ist zwingend, sobald man sich über die Prämissen einig geworden ist.

Beim zweiten Einwand müssen wir etwas weiter aus-
holen. Klar ist zunächst, daß "die Wissenschaft 1. 'wert-
volle', d. h. logisch und sachlich gewertet richtige
und 2. 'wertvolle', d. h. im Sinne des wissenschaftli-
chen Interesses wichtige Resultate zu erzielen wünscht,
... - solche Dinge sind trotz alles darüber Gesagten
allen Ernstes als 'Einwände' aufgetaucht."¹⁶ Klar ist

¹⁵ M. Weber (1917), S. 523/524.

¹⁶ M. Weber (1917), S. 499.

auch, daß "schon die Auswahl des Stoffes eine 'Wertung' enthält", daß "Wertinteressen ... der rein empirisch-wissenschaftlichen Arbeit die Richtung weisen" in bezug auf Themenwahl, Theoriebildung und Wahl der Forschungsmethoden;¹⁷ und last not least ist klar, daß Werturteile Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein können.¹⁸

Soweit der Werturteilsstreit Älteren wie jüngeren Datums ein Wertbasisstreit ist, rennen die Kritiker des Wertfreiheits-Postulats offene Türen ein.¹⁹ Max Weber hat klar zwischen der "Wertbeziehung" im Entstehungszusammenhang der Wissenschaft, den Werturteilen auf der Meta-Ebene und im Objektbereich der Wissenschaften und der objektsprachlichen Begründung von Werturteilen unterschieden. Und lediglich das letztere hält er für unvereinbar mit dem Wertfreiheits-Postulat.²⁰

Gegen den "objektivistischen Schein" einer wertfreien Wissenschaft mit der Feststellung zu argumentieren, "alle Antworten, die Erfahrungswissenschaften geben können, sind relativ auf den methodischen Sinn ihrer Fragestellung" hin²¹, ist deshalb in der Tat "trivial". Max Weber und kein Wissenschaftstheoretiker, der seiner Position verpflichtet ist, bestreitet dies. Im Gegenteil: "Es gibt keine schlechthin 'objektive' wissenschaftliche Analyse des Kulturlebens oder ... der 'sozialen Erscheinungen' unabhängig von speziellen und 'einseitigen' Gesichtspunkten, nach denen sie - ausdrücklich oder stillschweigend, bewußt oder unbe-

¹⁷ Max Weber (1917), S. 499 und S. 512. Siehe auch (1904), S. 155.

¹⁸ Siehe M. Weber (1917), S. 499/500 und S. 531.

¹⁹ Zum Positivismusstreit der 60er Jahre als einem reinen Wertbasisstreit siehe E. König (1972).

²⁰ Siehe und vgl. dazu auch H. Albert (1963), insbes. S. 186 ff., und (1967 a); sowie R. Dahrendorf (1957/60) und R. König (1964).

²¹ So J. Habermas in (1964 a), S. 148.

wußt - als Forschungsobjekt ausgewählt, analysiert und darstellend gegliedert werden."²² Und das gilt a fortiori nicht nur für die Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern *mutatis mutandis* auch für die Naturwissenschaften.²³

Beim dritten Einwand können wir uns kurz fassen. Wenn J. Habermas moniert, "die Rationalität der Mittelwahl" ginge zusammen "mit der erklärten Irrationalität der Stellungnahme zu Werten, Zielen und Bedürfnissen"²⁷, so ist das Lamento zwar verständlich, Webers dezisionistische Position aber noch nicht aus dem Feld geschlagen. Eine Wissenschaft, die die "Fragen der Lebenspraxis" nicht eliminiert und die den Namen einer normativ-ethischen Wissenschaft verdient, ist nur über Max Webers Standpunkt hinaus zu schaffen. Und im Moment sehe ich uns da noch auf der Stelle treten, auf der uns Max Weber beläßt.

²² M. Weber (1904), S. 170 und *passim*.
Siehe und vgl. dazu auch G. Myrdal (1969); und -in der Auseinandersetzung mit Habermas- N. Lobkowitz (1969) und (1976).

²³ Siehe K. R. Popper (1945), Bd. II, Kap. 15, S. 322 - 333.

²⁴ J. Habermas (1964 b), S. 121. Siehe auch J. Habermas (1963 a) und (1963 b), S. 300 ff.

DAS SEIN-SOLLEN-DILEMMA =====

Am Ende des ersten Abschnitts von Buch III des Treatise of Human Nature findet sich die berühmt-berühmte These David Humes von der logischen Kluft zwischen Sein- und Sollensätzen. Der knappe, inzwischen klassisch zu nennende Text markiert den Anfang vom noch nicht abzusehenden Ende eines Streites, der sich zu einem echten Dilemma auswuchs. Genau betrachtet, behauptet Hume dreierlei: Er behauptet zum einen, Werturteile seien verschieden von Sachaussagen, sodann behauptet er, das eine ließe sich nicht aus dem anderen ableiten, und schließlich behauptet Hume noch, die Ethik sei keine Sache der Vernunft resp. der Erkenntnis bzw. Wissenschaft. Wer will, kann das Postulat der Werturteilsfreiheit also bereits bei D. Hume entdecken.¹

In diesem Kapitel möchte ich mich lediglich mit den beiden ersten Aspekten von Humes These, der begrifflichen und der formallogischen Seite des Sein/Sollen-Dilemmas auseinandersetzen. Im Vordergrund stehen im folgenden also Betrachtungen über die mögliche Bedeutung von Werturteilen und Wertwörtern. Das Geltungsproblem oder die Frage, wie sich Werturteile rechtfertigen lassen, ob sie wahr oder falsch sein können, sei vorerst aufgeschoben (soweit sich das überhaupt machen läßt), nicht aber aufgehoben.

¹ Näheres zu der schwierigen Frage, wo Hume im Gesamtkontext seiner Moralphilosophie metaethisch allerdings steht, siehe A. C. MacIntyre (1959); A. Flew (1963); W. D. Hudson (1964); A. R. Konrad (1970); T. L. Beauchamp (1973) sowie C. L. Stevenson (1944), S. 273 ff.; C. D. Broad (1930), Kap. IV; J. O. Urmson (1968), S. 19 f., und J. Harrison (1976). Eine knappe Zusammenfassung der Untersuchung von Harrison findet sich bei G. Gawlick (1980), S. 69 - 75.

1. Drei Kritiken voraus

In der Geschichte der Metaethik seit G. E. Moore ist viel Scharfsinn darauf verwandt worden, Werturteile und Wertwörter im allgemeinen, moralische Urteile im besonderen dingfest zu machen. Ohne Anspruch auf vollständige Distinktion lassen sich fünf solcher Versuche nennen.

- (1) Werturteile (im moralischen wie im außermoralischen Sinn) haben eine emotive Bedeutung (Emotivismus).
- (2) In der Sprache der Moral handelt es sich um Aussagen über Gefühle der Billigung und Mißbilligung (Gefühlsethik).
- (3) Werturteile sind bedeutungsgleich mit bestimmten faktischen Aussagen; Wertprädikate lassen sich durch deskriptive Begriffe ersetzen (Naturalismus).
- (4) Die Wort- und Satzbedeutung moralischer Urteile ist deskriptiv: gleichwohl sind moralische Urteile Tatsachenbehauptungen sui generis (Intuitionismus).
- (5) Charakteristisch für die Sprache der Moral ist ihre universalisierbare Präskriptivität (R. M. Hare).

Drei der Lehrmeinungen - nämlich (1), (2) und (5) - möchte ich vorweg besprechen.

A.

Beginnen wir mit dem Emotivismus. Für A. J. Ayer sind Empfindungen und Gefühle, für C. L. Stevenson (gefühlsmäßige) Einstellungen das Kainszeichen normativer Sätze.² Wohlgemerkt, in ihren Augen sind Wertaus-

² Siehe A. J. Ayer (1936), Kap. VI, und C. L. Stevenson (1937) und (1944).

sagen nicht Aussagen über, sondern Ausdruck von Emotionen und Einstellungen, und zudem "sind sie auch dazu ausersehen, Empfindungen hervorzurufen, um so zu Handlungen anzuregen."³ Eng verwandt mit dem Emotivismus ist die Imperativ-Theorie von R. Carnap und H. Reichenbach. So wie Stevenson von der "quasi-interjektionalen" und der "quasi-imperativischen" Wirkungsweise der Werturteile spricht⁴, halten Carnap und Reichenbach Werturteile für Befehle oder Anweisungen "in irreführender grammatischer Form"⁵, und H. Reichenbach unterscheidet gewöhnliche Imperative von moralischen Urteilen nur noch dadurch, daß die letzteren "von dem Gefühl allgemeiner Verpflichtung begleitet sind."⁶

Ich sehe die Dinge etwas anders. Der Hauptfehler der Emotivisten dürfte sein, daß sie - einem berühmten Diktum Wittgensteins folgend⁷ - die Bedeutung eines Wortes mit seinem Gebrauch in der Sprache vermengen. Folgt man dagegen John L. Austin, so stellt sich der Fall so dar: Die Bedeutung einer Äußerung (Wort oder Satz) kann festliegen, ohne daß klar wäre, wie und wozu die Äußerung gebraucht oder verwendet wird, und vice versa.⁸ Und auf dieses "vice versa" kommt es hier an. Die Emotivisten und Imperativ-Theoretiker haben herausgefunden, daß Werturteile Emotionen ausdrücken können, daß ein Wertwort wie "gut" imperativisch oder interjektional gebraucht

³ A. J. Ayer (1936), S. 142/143.

⁴ C. L. Stevenson (1937), S. 139, Anm. 8, und (1944), S. 33.

⁵ R. Carnap (1935), S. 24/25

⁶ H. Reichenbach (1951), Kap. 17, S. 399.

⁷ Siehe L. Wittgenstein (1947/49), § 43.

⁸ Näheres zu Austins Sprachphilosophie und Theorie der Sprechakte siehe weiter unten in dem Abschnitt "Ein kleiner Exkurs".

werden kann: die Tatsache, daß die Bedeutung von "gut" nicht klar und eindeutig festliegt (daß uns kein Bild von "gut" vorschwebt, wie Wittgenstein sagen würde⁹) besagt jedoch nicht, daß "gut" keine Bedeutung hätte oder die "Macht der Beeinflussung" der "allein einsichtige Bedeutungs-Bestandteil" von "gut" wäre¹⁰. Mit einem Wort: Die Emotivisten haben sich auf die illokutionären und perlokutionären Aspekte der Sprache der Moral gestürzt und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Ohne Fachterminologie läßt sich der Fall an zwei Beispielen auch so darstellen: Wenn A zu B sagt "In Florenz blühen bereits die Rosen", so mag klar sein, was damit gemeint ist (der Satz "In Florenz blühen bereits die Rosen" entspricht den Tatsachen genau dann, wenn in Florenz bereits die Rosen blühen); unklar kann jedoch sein, was A damit eigentlich sagen wollte. Wollte A überhaupt eine Feststellung machen, oder wollte er mit dem Satz lediglich ein momentanes Gefühl, seine Stimmung paraphrasieren, B auffordern oder ihn davor warnen, nach Florenz zu fahren? - Wenn A zu B sagt "Was Du gestern für mich getan hast, war nicht gut", kann andererseits klar sein, daß A sich über B geärgert hat, daß er seinen Freund B damit warnt, verwarnt, ihm abrät oder befiehlt, noch einmal etwas Ähnliches zu tun; klar oder unklar kann jedoch auch sein, ob A seine Aussage nicht lediglich als eine Feststellung verstanden wissen wollte, insgeheim aber über Bs Tat (als Beweis für dessen Zuneigung) vielleicht sogar Freude empfunden hat. Wenn Werturteile und Wertprädikate lediglich Gefühle oder Befehle ausdrücken würden,

⁹ Vgl. L. Wittgenstein (1947/49), § 139.

¹⁰ C. L. Stevenson (1937), S. 136/137.

wie können wir es uns dann erklären, daß moralische Urteile als kognitive Urteile beabsichtigt und verstanden werden?¹¹ Und wie können wir es uns erklären, daß wir etwas gut oder schlecht nennen, ohne unbedingt Freude oder Abscheu zu empfinden?¹²

Ein Emotivist ist vielleicht bereit, das alles zuzugeben, und trotzdem wird er leugnen, daß Werturteile eine andere als eine emotive Bedeutung haben. Zwei Argumente wird er zugunsten seiner Bedeutungstheorie vorbringen. Erstens: Es läßt sich kein Träger für die Bedeutung von "gut", "richtig", "gerecht", "unverantwortlich", etc. ausmachen; Wertwörter können nicht hinweisen (ostensiv) definiert werden.¹³ Und zweitens: Keine Tatsache legt uns in einem mehr als psychologischen Sinne auf ein bestimmtes Werturteil fest - logisch betrachtet, steht es uns frei, welche Überzeugungen wir als Rückgrat unserer Einstellungen akzeptieren.¹⁴ Ob ich sage "Menschen mit Sommersprossen darf man belügen, weil ich Menschen mit Sommersprossen nicht mag" oder ob ich sage "Menschen, die Arges im Schilde führen, darf man belügen", ist nach dem ad-libitum-Argument des Emotivisten einerlei.

Das erste Argument der Emotivisten ist ontologischer Natur: es spielt auf die Frage nach der Entität oder Seinsweise dessen an, wofür ein Wert-

¹¹ Vgl. dazu vor allem P. Glassen (1959), insbes. S. 142 - 149. (Vgl. zu P. Glassen auch die Entgegnung von C. A. Schuster (1961) und die Antwort von P. Glassen (1963) darauf.)

¹² Vgl. dazu B. Blanshard (1949). Zur Kritik am Emotivismus siehe auch J. O. Urmson (1968) und J. L. Barger (1980).

¹³ Siehe C. L. Stevenson (1937), S. 136.

¹⁴ Siehe C. L. Stevenson (1937), S. 131 - 136; und C. L. Stevenson (1963), Chap. I (in dt. Übersetzung wiederabgedruckt in D. Birnbacher und N. Hoerster (1976), S. 102 - 109). Siehe auch A. J. Ayer (1936), S. 146/147.

wort in der Sprache steht. Meine Antwort auf diese Frage möchte ich bis auf weiteres zurückstellen. Erst im vierten Kapitel, Abschnitt 3, werde ich darauf eingehen. Desgleichen kann zum ad-libitum-Argument hier nur so viel gesagt werden: So wenig wie eine Privatsprache im allgemeinen möglich ist, obwohl die Dinge nicht mit Schildchen herumlaufen, auf denen steht, wie sie heißen, so wenig ist eine private Sprache der Moral möglich. In beiden Fällen nehmen wir die Logik der Sprache mit der Muttermilch auf und differenzieren sie nach und nach im Laufe unseres Lebens aus. Die Moral ist wie die Sprache selbst eine Gemeinschafts-sache. ¹⁵

B.

Etwas leichter als mit den Emotivisten können wir es uns bei den Theoretikern der Gefühlsethik machen. Die Liste der Philosophen, die moralische Urteile für Aussagen über Gefühle der Billigung oder Mißbilligung (mithin für faktische Urteile) halten, ist lang und reicht bis in die Gegenwart. Vertreten wurde die Theorie aber vor allem im 18. Jahrhundert von Shaftesbury, Butler, Hutcheson, Hume und Adam Smith in bewußter Anlehnung an den Empirismus in der Erkenntnistheorie. F. Hutcheson ging sogar so weit, einen sechsten, moralischen Sinn im Menschen anzunehmen, der analog zu den fünf Sinnen der Wahrnehmung funktioniert. ¹⁶

Plausibilität kann die Gefühlsethik und Moral-Sense-Philosophie zunächst insofern für sich in An-

¹⁵ Meine Widerlegung des ad-libitum-Arguments findet sich im vierten Kapitel, Abschnitt 2.

¹⁶ Siehe F. Hutcheson (1728), S. 192 ff. Daß die Übergänge zu einer emotivistischen wie naturalistischen Deutung moralischer Urteile bei Hutcheson ebenso wie bei D. Hume (siehe die Literatur in Anm. 1) fließend sind, zeigen die Arbeiten von W. K. Frankena (1955) und J. Sprute (1980).

spruch nehmen, als es sich bei Wertwörtern ganz offenbar nicht um Äußerungen über Gegenstände oder Eigenschaften in der Welt der sichtbaren Dinge handelt. "Rot" und "blau", "Esel" und "Blumentöpfe" sind Namen für einen von jedermann beobachtbaren Sachverhalt und referieren darauf. Es liegt nahe, die Referenz für Wertwörter in unserer Innenwelt zu suchen.

Genau das haben die Philosophen des 18. Jahrhunderts, aber auch A. Schopenhauer zum Beispiel getan. Sie behaupten, die Güte oder Verwerflichkeit einer Handlung teile sich uns introspektiv, im Hinblick auf das gute oder schlechte Gewissen (so J. Butler), auf die Gefühle des Mitleids, der Anteilnahme und ähnliche sympathetische Affekte mit.¹⁷ Kurz: Ein Werturteil besage nicht mehr, als daß wir ob einer bestimmten Handlung oder Verhaltensweise Billigung oder Mißbilligung empfinden - das und nichts anderes sei seine Bedeutung.

So weit, so gut. Die Sache hat nur einen Haken: Trifft die Theorie zu, dann dürften wir eigentlich über moralische Fragen ebensowenig streiten wie über Fragen des Geschmacks.

Im Licht der Gefühlsethik und Moral-Sense-Philosophie läuft der Satz "X ist gut", "X ist gerecht" auf die Aussage hinaus: "Ich habe ein gutes Gewissen", "Ich spüre das angenehme Gefühl der Billigung". Ein moralisches Urteil bestreiten, hieße demnach die Gefühle des Urteilenden bestreiten. Aber ist es nicht unsinnig, jemandes Mitteilung über seine Gefühle bezweifeln oder korrigieren zu wollen (es sei denn, es besteht der begründete Verdacht, der Betreffende simuliert)? Weitere absurde Konsequenzen dieser Theorie

¹⁷ Siehe dazu allein D. Hume (1751), *passim*.

sind, daß im Zweifelsfall, ob etwas "gut", "schlecht", "gerecht" oder "ungerecht" genannt werden muß, die folgenden Übersetzungen einen vernünftigen Sinn ergeben müßten: "Ich frage mich, ob ich das angenehme Gefühl der Billigung verspüre", "Ich glaube, ich habe ein gutes Gewissen, aber vielleicht irre ich mich", "Woher weißt du, daß du ein gutes Gewissen hast", usw.

Gefühle hat man, oder man hat sie nicht; aber wir können nicht darüber diskutieren. G. E. Moore hat deshalb ganz richtig bemerkt: Wären moralische Urteile lediglich Aussagen über Gefühle, so würden wir im Fall widerstreitender moralischer Meinungen einander ebenso wenig widersprechen, wie der Satz "Ich mag gern Zucker" dem Satz "Ich mag keinen Zucker" nicht widerspricht.¹⁸

Die Moralphilosophen der Gefühlsethik werden sich jetzt mißverstanden fühlen und darauf hinweisen, daß sie dieser Einwand nicht tangiert. Ähnlich wie die Emotivisten behaupten sie nämlich gar nicht, daß es Meinungsverschiedenheiten außer über Tatsachenfragen auch über moralische Fragen geben könne; und im Unterschied zu den Emotivisten schließen sie die letztere Möglichkeit mit dem Hinweis auf die Allgemeinheit und Gleichförmigkeit der sympathetischen bzw. moralischen Gefühle aus. Was sie schlicht und einfach behaupten, ist: Vorausgesetzt, unser Blick auf die Tatsachen ist nicht durch Vorurteile, Interessen, mangelhafte oder falsche Informationen verstellt, so kann es unter diesen idealen Bedingungen und auf der Grundlage eines allen Menschen gemeinsamen moralischen Gefühls (oder moralischen Sinns) zu so etwas wie einem moralischen Dissens gar nicht kommen.¹⁹

¹⁸ Vgl. G. E. Moore (1912), Kap. III, insbes. S. 67.

¹⁹ Siehe F. Hutcheson (1728), S. 197 - 204; D. Hume (1751), S. 120/121 und A. Smith (1759); siehe auch B. Russel (1927), S. 192/193.

Diese Hilfskonstruktion, von Hutcheson, D. Hume und A. Smith eingeführt, wurde später zu einer eigenen Theorie moralischer Urteile, der Ideal-Observer-Theory, ausgebaut.²⁰ In ihrer verbesserten Form lautet die These der Gefühlsethik deshalb jetzt: Ein moralisches Urteil ist dann und nur dann ein moralisches Urteil, wenn es sich dabei um eine Aussage über einen Gefühlszustand der Billigung bzw. Mißbilligung handelt, den jedermann hat, der die zu beurteilende Sache hinreichend kennt, einfühlsam ist und die Sache vorurteilslos, leidenschaftslos, kurz, vom Standpunkt des Neutralen aus betrachtet.

Spätestens jetzt wird deutlich, daß die Gefühlsethik in ihrer verbesserten Fassung das Gebiet der Metaethik verläßt und sich in eine normativ-ethische Theorie verwandelt. Denn wer oder was sagt uns, wie der Gefühlszustand des idealen Beobachters ist? Es ist mehr als zweifelhaft, ob es einen angeborenen moralischen Sinn, ein angeborenes und mithin allgemeines und gleichförmiges moralisches Gefühl gibt. Wesentlich wahrscheinlicher ist, daß wir unsere moralischen Gefühle nach dem Reiz-Reaktions-Schema, d. h. durch Erziehung, erworben haben. Ich will damit nicht die moralischen Gefühle (Wohll wollen, Mitleid, Reue) oder das Gewissen mit dem Freudschen Über-Ich gleichsetzen; denn das Über-Ich ist starr, während es zweifellos so etwas wie Gewissensforschung, Ins-Gewissen-Reden gibt. Ich bezweifle aber, daß wir selbst unter idealen Bedingungen ein und dasselbe billigen bzw. mißbilligen würden - ganz einfach, weil die gefühlsmäßige Konditionierung nach Erziehung, Gesellschaft und Kultur eine ganz verschiedene

²⁰ Siehe R. Firth (1952) und G. O. Allen (1972). Zur Ideal-Observer-Theory vgl. auch J. Sprute (1979), S. 44/45, und G. Harman (1977), Chap. 4.

ist.²¹

C.

Der Präskriptivismus. - Vorsichtig und umsichtig ist Richard M. Hare in seiner Analyse der Sprache der Moral vorgegangen. Folgen wir Hare, so nehmen Werturteile eine Mittelstellung zwischen Sachaussagen und Befehlssätzen ein. Mit faktischen Urteilen haben Wertaussagen gemein, daß sie (1) universalisierbar sind, mit Imperativen teilen sie (2) deren präskriptiven Charakter.²²

Die erste These von Hare ist relativ unproblematisch. In Freedom und Reason heißt es: "Wenn ich etwas rot nenne, muß ich auch alles, was ihm ähnlich ist, rot nennen; und wenn ich etwas ein gutes X nenne, muß ich auch jedes andere X, das ihm ähnlich ist, gut nennen."²³ Fraglich dagegen ist These (2); auf die kommt es Hare aber vor allem an.

Was Werturteile in Hares Augen erst zu Werturteilen macht, ist ihr primärer Gebrauch im empfehlenden oder vorschreibenden Sinn. Hare schreibt: "Wertwörter haben eine bestimmte Funktion in der Sprache, nämlich die des Empfehlens; und so können sie einfach nicht mittels anderer Wörter definiert werden, die diese Funktion nicht haben; denn wenn das geschieht, werden wir eines Mittels, diese Funktion zu erfüllen, beraubt."²⁴ Fraglich ist die These schon allein des-

²¹ Zu dem eingestandenermaßen normativen Charakter der Ideal-Observer-Theorie vgl. G. O. Allen (1972), S. 182 und S. 198. Zur Kritik an der These von den angeborenen moralischen Gefühlen siehe bereits J. Locke (1689), 1. Buch, II. Kap.

²² Siehe R. M. Hare (1952) passim und (1963 b), S. 18 und passim.

²³ R. M. Hare (1963 b), S. 30; siehe auch (1952), Teil II, 7 - 9.

²⁴ R. M. Hare (1952), S. 123; siehe auch (1963 b), S. 37 f.

halb, weil es schwierig sein dürfte, Wertaussagen einen präskriptiven Sinn abzulauschen, die sich auf vergangene Ereignisse beziehen oder in der 3. Person Präsens formuliert sind. Sätze wie "Es war meine Pflicht, ihm zu helfen", "Albert Schweitzer war ein guter Mensch", "Er ist für diese Tat verantwortlich" sind sicher nicht (oder in sehr beschränktem Maße) empfehlend gemeint oder dazu da, Wahlakte zu leiten. Andererseits kann der Satz "Die ganze Nacht hat es geregnet" als Warnung an den Bergsteiger, "Deine kleine Schwester weint" als Vorwurf an ein Kind gerichtet sein, und "Die Tür ist offen" schlicht und einfach heißen "Bitte, schließ die Tür!"

Sehen wir uns die Sache aber noch genauer an: Wenn ich weiß, daß mein Gegenüber weiß, daß ich leicht friere, so genügt es zu sagen "Die Tür ist offen", um ihm anzudeuten, er möge die Türe schließen. Wenn ich weiß, daß mein Gegenüber weiß, was ich von ihm weiß und wie ich darüber denke, so genügt es, ein indikativisch formuliertes Werturteil in bezug auf einen ähnlich gelagerten Fall zu fällen, um von ihm in einem präskriptiven Sinn verstanden zu werden. In allen anderen Fällen aber, in denen sich zwei Menschen unterhalten, die voneinander sehr wenig wissen, fassen wir Werturteile als bloße Mitteilungen auf.

R. M. Hare unterläuft derselbe Fehler, der bereits für den Emotivismus kennzeichnend war. Er verwechselt die Bedeutung einer Äußerung mit ihrem Gebrauch in der Sprache. Ob und inwieweit ein Werturteil jedoch dazu da ist, vorzuschreiben bzw. zu empfehlen, ist eine Sache; eine ganz andere Sache ist, welche Bedeutung Werturteile und Wertbegriffe haben. Hare betont die präskriptive Komponente der Werturteile mit dem Argument, daß die Bedeutung einer Äußerung nicht von Fall zu Fall wechseln dürfe und unabhängig von Raum, Zeit und Sprachgemeinschaft festliegen müsse, um in die privilegierte Klasse der primär deskriptiven Ausdrücke aufgenommen werden zu können.²⁵

Eingedenk der Tatsache, daß ich gar nicht leugne, daß Werturteile vorschreibend oder empfehlend gebraucht werden können, stellt dieses Relativismus-Argument einen Apriorismus dar, bei dem noch nicht als ausgemacht gelten kann, ob er überhaupt zutrifft, und wenn er zutrifft, daß dies etwas zugunsten der Präskriptivität beweist. Dazu gleich noch mehr.

2. Ein kleiner Exkurs

An dieser Stelle habe ich vor, etwas näher auf J. L. Austins Sprachphilosophie einzugehen, die streckenweise im Hintergrund meiner Argumentation stand. Knüpfen wir aber zuerst noch einmal bei Richard M. Hare an.

Hare hat darauf hingewiesen, daß die präskriptive "Bedeutung" der Wertwörter konstant ist und daß wir von dieser ihrer primären Funktion "seit unseren frühesten Jahren" wissen.²⁶ Mit Quine halte ich dem entgegen, daß wir als kleine Kinder mit einem Wort wie "gut" beim Lernen der Sprache auf einer ganz anderen Ähnlichkeitsgrundlage Bekanntschaft machen.²⁷ Zunächst sind es vielleicht Süßigkeiten, die wir mit "gut" identifizieren; nach und nach lernen wir durch ein wenig Versuch und Irrtum von falschen Ähnlichkeitsdimensionen (wie etwa der Klebrigkeit) abzusehen und steuern auf die Lust als die gemeinsame Eigenschaft aller guten Episoden zu. Mit einem Wort: Wir lernen "gut" nicht anders als meinetwegen "gelb", indem wir durch Nachahmung (Beobachtungs-Lernen) und Bekräftigung (Lob und Tadel) stillschweigend und induktiv auf

²⁵ R. M. Hare (1952), S. 152 f. und S. 185 ff.

²⁶ R. M. Hare (1952), S. 152.

²⁷ Siehe W. V. O. Quine (1974), S. 76 f.

ein allgemeines Gesetz des Sprachverhaltens schließen.²⁸

Man wird jetzt einwenden, daß der Vergleich hinkt und überdies Hare recht zu geben scheint. Während wir bei "gelb" nach erfolgreichem Lernvorgang in der Lage sind zu beurteilen, wann ein deutscher Sprecher "gelb" bejahen würde und wann nicht, haben wir im Fall von "gut" keine Aussicht auf Erfolg. Der Grund, so wird man sagen, besteht darin, daß bei "gut" Ähnlichkeitsgrundlage und Verstärkung (Bekräftigung) zusammenfallen und daß wir - nach den Süßigkeiten - schon bald alle nicht mehr das gleiche als "gut" bezeichnen, weil man uns durch Lob und Tadel, Ermutigung und Strafe ganz Verschiedenes beigebracht und ausgetrieben hat. Ich gebe das zu und bleibe trotzdem dabei: In der Grundbedeutung heißt "gut" so viel wie "lustvoll" oder "wunschbefriedigend".

Mein Starrsinn wird vielleicht verständlicher, wenn ich kurz auf Hilary Putnam zu sprechen kommen darf. In seinem Aufsatz "Die Bedeutung von 'Bedeutung'"²⁹ räumt Putnam mit der vorherrschenden empiristischen Vorstellung auf, Begriffe seien abstrakte Entitäten im Kopf jedes einzelnen Sprechers, die Bedeutung eines Wortes durch einen bestimmten psychischen Zustand festgelegt. Statt dessen ortet Putnam eine versteckte Indexikalität selbst natürlicher Prädikate (nicht nur von Demonstrativpronomina wie "ich", "es", "jetzt", "hier", "dies") und einen Beitrag der sozialen Umgebung zur Referenzbestimmung. In einem Beispiel gesprochen, heißt das: Wasser ist, erstens, immer und überall genau dann Wasser, wenn es dem Wasser hier in unserer natürlichen Umgebung gleicht; und

²⁸ Vgl. auch W. V. O. Quine (1969 b) und (1974), passim.

²⁹ Siehe zum folgenden H. Putnam (1974 b), vor allem S. 27 - 72.

zweitens, um feststellen zu können, ob etwas wirklich Wasser, Gold, ein Tiger oder eine Buche ist, benötigen wir oftmals das Wissen von Experten.

Putnam spricht in diesem Zusammenhang auch von der sog. sprachlichen Arbeitsteilung, und er deutet damit an, daß die Sprachgemeinschaft nur als ganze zuverlässig die Referenz ihrer Begriffe bestimmen kann. Die Anforderungen an die individuelle Kompetenz sind dagegen häufig denkbar gering. Hinsichtlich der individuellen Kompetenz besteht nach Putnam die Bedeutung eines Begriffs aus der mit ihm assoziierten Stereotype, d. h. aus Annahmen über Gegenstände, die sehr schwache Annahmen sein können oder nicht einmal zuzutreffen brauchen. Wer sich z. B. die Begriffe "Buche", "Tiger" und "Gold" angeeignet hat, weiß vielleicht nicht mehr, als daß Buchen Laubbäume sind, ein Tiger ein gestreiftes, katzenartiges Tier ist (obwohl es weiße Tiger gibt) und Gold golden glänzt (obwohl es das chemisch reine, weiße Gold gibt).

Welches Licht Putnams Theorie der Bedeutung auf die Frage der Bedeutung von Wertwörtern wirft, ist klar: Wertwörter brauchen den Vergleich mit der vermeintlich privilegierten Klasse der deskriptiven Ausdrücke nicht zu scheuen. "Gut" heißt eben nur, daß etwas gut ist, wenn es dem Gutsein hier in unserer natürlichen Umgebung gleicht; nicht aber in der natürlichen Umgebung von Kannibalen oder Eskimos. Das schließt aber nicht aus, daß Eskimos und Kannibalen hinsichtlich "gut" mit uns übereinstimmen würden, wenn sie in unserer natürlichen Umgebung leben würden. "Gut" heißt auch nicht, daß wir als Individuen in der Lage sind, zuverlässig zu bestimmen, was (in einem konkreten Fall) wirklich gut ist. Die mit dem Begriff "gut" assoziierte Stereotype besagt oftmals nicht mehr als "lustvoll" oder "wunschbefriedigend für mich". Erst wenn wir im Umgang mit anderen Menschen gelernt haben, andere Menschen zu sehen, reichern wir

diese Annahme an und sind auf dem Weg zu einer größeren Kompetenz. Der Beitrag der sozialen Umgebung hinsichtlich "gut" besteht darin, daß wir als Sprachgemeinschaft (durch Informationsaustausch und Interessenausgleich) gescheiter sind.

Kommen wir nun zu J. L. Austins Theorie der Sprechakte. In How to Do Things with Words unterscheidet Austin zwischen der Bedeutung und der Rolle einer Äußerung - oder wie wir es oben genannt haben: zwischen der Bedeutung einer Äußerung und ihrem Gebrauch in der Sprache.³⁰ Die Bedeutung ("sense and reference") einer Äußerung liegt nach Austin mit dem rhetischen Teil des lokutionären Aktes fest. Das, wozu wir eine Äußerung gebrauchen, was wir an Ungesagtem in ihr mitvollziehen, ist kennzeichnend für ihre illokutionäre Rolle. Und wenn der Redende mit dem Erfolg hatte, was er mit seiner Äußerung bezwecken wollte, spricht Austin noch von einem perlokutionären Akt. Da sich die Lehre von den lokutionären und illokutionären Akten zur konstativ/performativ-Unterscheidung Austins wie die generelle zur speziellen Theorie verhält, möchte ich mich der Kürze und der Einfachheit halber lediglich auf die letztere Unterscheidung konzentrieren.

Konstative Sätze können wahr oder falsch sein; performative Sätze lediglich mißlingen.³¹ Im einen Fall stellen wir etwas fest - machen eine Mitteilung, geben eine Beschreibung oder einen Bericht -, im anderen Fall "vollziehen wir eine Handlung": Wir äußern einen Wunsch, geben Befehle oder Anordnungen, machen einen Vorschlag, warnen, sprechen eine Empfehlung aus, fordern auf usw. Beispiele für explizit performative Sätze sind: "Ich heiße Sie willkommen", "Ich rate Ihnen, das zu tun", "Ich taufe Dich auf den Namen 'John'", "Ich empfehle

³⁰ J. L. Austin (1955), S. 118. Zum folgenden siehe J. L. Austin (1955), insbes. S. 111, S. 116 f., S. 119 und S. 166.

³¹ Siehe J. L. Austin (1955), S. 25 ff., und (1958), S. 140 ff.

Ihnen das Buch", "Ich verspreche zu kommen", "Es ist verboten, die Bahngleise zu überqueren". Mit Austin können wir sagen: "Bei der konstativen Äußerung sehen wir von den illokutionären (und erst recht von den perlokutionären) Aspekten des Sprechaktes ab und beschränken uns auf den lokutionären ... Bei der performativen Äußerung achten wir so ausschließlich wie möglich auf ihre illokutionäre Rolle und lassen die Dimension der Entsprechung zu den Tatsachen beiseite."³²

Zu welcher Sorte von Äußerungen gehören nun die Werturteile? Folgt man dem Emotivismus, der Imperativtheorie oder R. M. Hare, so sind Werturteile ausschließlich und primär explizite oder implizite performative Sätze. Denn wer etwas "gut", "richtig" oder "falsch" nennt, von "sollen" oder "nicht sollen" spricht, der empfiehlt oder befiehlt demnach, drückt Gefühle aus, erlaubt, rät, schreibt vor - und macht nicht etwa eine Mitteilung, eine wahre oder falsche Aussage darüber, daß er empfiehlt oder befiehlt, Gefühle zum Ausdruck bringt, erlaubt, rät oder vorschreibt. Aber - so läßt sich mit Austin sagen³³ - können wir uns nicht immer noch fragen, ob der Ärger oder die Freude auch wirklich angebracht waren, ob der Rat und die Empfehlung auch wirklich gut waren, der Urteilsspruch des Gerichts wirklich gerecht oder angemessen ist, der Schüler den Tadel wirklich verdient hat, der Befehl oder die Anordnung gerechtfertigt sind.³⁴

Austin hatte bekanntlich zu guter Letzt seine liebe

³² J. L. Austin (1955), S. 164.

³³ Vgl. J. L. Austin (1955), S. 159 - 165, und (1958), insbes. S. 150 - 154.

³⁴ Vgl. auch W. K. Frankena (1963), S. 130/131.

Not damit, konstative und performative Äußerungen auseinanderzuhalten, und die Schwierigkeiten waren ihm ein willkommener Anlaß, "um zwei Fetische fertigzumachen", die fertigzumachen er eine Neigung verspürte: "den wahr/falsch-Fetisch und den Sein/Sollen-Fetisch."³⁵ Auf Humes groben Klotz setzte Austin einen ebenso groben Keil, und er hat damit die Karten noch einmal kräftig gemischt.

3. Versuch eines Neuanfangs

A.

Bislang wissen wir immer noch nicht, was Werturteile zu Werturteilen macht. Festhalten können wir vorerst nur zweierlei:

- (1) Sätze, in denen Hilfsverben wie "sein" oder "sollen" vorkommen, sind nicht eo ipso Sätze eines bestimmten Typs. Werturteile können sich in die eine wie in die andere grammatische Form kleiden und gleichen rein äußerlich Sachaussagen ebenso wie schlichten Imperativen.³⁶
- (2) Ebensowenig Licht ins Dunkel bringen alle Versuche, Werturteile auf eine bestimmte Funktion hin festzulegen. Ob eine Äußerung dazu da ist, Lob auszusprechen, zu empfehlen, vorzuschreiben, Befehle zu erteilen, einen Wunsch wiederzugeben, Gefühle auszudrücken oder hervorzubringen und ähnliches mehr, hängt von dem Kontext, der Intonation, der Situation oder den psychischen Bedingungen ab, in bzw. unter denen sie geäußert wird. Wir können prinzipiell davon ausgehen, daß unsere Sprache multifunktionell

³⁵ J. L. Austin (1955), S. 168; siehe auch S. 167.

³⁶ Vgl. dazu auch G. O. Allen (1972), S. 184 ff.

ist, und das gilt für vermeintlich rein deskriptive Sätze genauso wie für Werturteile.³⁷ Ein Ei gleicht da dem anderen.

Natürlich ist es dem aufmerksamen Leser nicht entgangen, daß wir uns mit alledem nur einen Floh ins Ohr gesetzt haben könnten. Denn eines steht bislang immer noch nicht fest: ob Werturteile außer allen möglichen illokutionären Rollen auch den Tatbestand des Feststellens oder der Beschreibung erfüllen. Der "Kleine Exkurs" war in dieser Hinsicht bereits sehr vielsagend, aber noch wenig präzise. Um diese Präzision möchte ich mich jetzt bemühen.

Um es gleich zu Anfang zu sagen (und einmal muß es ja heraus): Ich glaube, wir müssen einen Weg zwischen der deskriptivistischen Theorie des Naturalismus und der des Intuitionismus finden, um den Werturteilen auf die Schliche zu kommen. Beide Theorien bejahen, daß Wertaussagen (moralische wie außermoralische) Tatsachenbehauptungen sind; mit der begrifflichen Seite des Problems kommen beide jedoch nicht so recht zu Rande.³⁸

Der Naturalismus hat ganz richtig bemerkt, daß etwas deshalb gut ist, weil sich zu Gunsten von "gut" bestimmte Gründe anführen lassen: relevante Eigenschaften und Merkmale empirischer Natur. Gleichwohl ist der Naturalismus unbefriedigend. Es bleibt das Open-Question-Argument, warum das, was summa summarum "lustvoll", "wunschbefriedigend", "nützlich" oder ein "Gegenstand des Verlangens" ist, die "Lebensfreude fördert", dem "größten Glück der größten Zahl entspricht" oder "fundamentale menschliche Bedürfnisse

³⁷ Vgl. dazu auch H. Lenk (1967), S. 535/536 und S. 538; und L. Kolakowski (1977), S. 12 - 17.

³⁸ Für einen ersten Überblick siehe W. K. Frankena (1963), S. 117 - 127. Zum Naturalismus siehe auch Ph. Foot (1958) und G. J. Warnock (1967).

befriedigt" gut sein soll. Wäre "X ist gut" synonym mit "X ist E" (wobei E für einen solchen Definitionsversuch steht), dann könnten wir eine solche Frage gar nicht stellen, ohne unsinnigerweise zu fragen: "X ist E; aber ist X auch E?" - Die Intuitionisten - allen voran G. E. Moore - haben deshalb zurecht betont, daß die Übersetzung in ein mit empirischen Begriffen formuliertes deskriptives Urteil den Bedeutungsgehalt einer Wertaussage nicht erschöpft. Was aber sollen wir davon halten, daß gut eine nicht weiter zu definierende, nicht-natürliche Eigenschaft sei, die zu den empirischen Eigenschaften noch hinzukomme?³⁹

Die Schwierigkeit ist bekanntlich die: Steht das Definiendum "gut" für eine andere Eigenschaft als sein Definiens, dann begehen die Naturalisten den sog. Definitions-Fehlschluß; es wäre so, als wollten wir "grün" mit "rund" gleichsetzen. Auf der anderen Seite liegt bei den Intuitionisten eine petitio principii vor, wenn sie vorweg behaupten, moralische Eigenschaften seien Eigenschaften sui generis, ohne dies nachweisen zu können.⁴⁰ Einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden, heißt sicherlich, der Fliege den Weg aus dem Fliegenglas zu zeigen.

Gehen wir mit einer Kostprobe konkret an das Problem heran. Gute Tomaten nennen wir in der Regel deshalb gut, weil sie nicht wässrig sind, keine harte Schale und schmackhaftes Fruchtfleisch haben. Trotzdem würden wir uns über das kleine Wörtchen "weil" im unklaren sein, wenn wir von ihm erwarten wollten, daß es die ganze Last der logischen Verknüpfung trägt.

³⁹ Siehe G. E. Moore (1903), S. 36 ff. und passim; sowie W. D. Ross (1939), S. 54 f.

⁴⁰ Siehe dazu auch den überaus verdienstreichen und grundlegenden Aufsatz von W. K. Frankena (1939), insbes. S. 91 ff.

Außer der Tatsache, daß nicht-wäßrige und schmackhafte Tomaten nicht wäßrig und schmackhaft sind, sind Tomaten einzig und allein deshalb gut, weil sie so sind, wie Tomaten sein sollen - nämlich nicht wäßrig und schmackhaft wie Tomaten. Was aber in aller Welt heißt das? Heißt "gut" oder "sein sollen" so sein, wie wir es uns wünschen, oder einer verborgenen Natur der Sache nach so sein?

Angenommen, der Wunsch sei der Vater aller guten Dinge. Thomas Hobbes schreibt in diesem Sinne: "Was auch immer den Gegenstand der Wünsche und Neigungen eines Menschen ausmacht, genau das bezeichnet er für seinen Teil als gut."⁴¹ Natürlich stellt sich jetzt sogleich die Frage: Wer spannt da wem den Wagen vor das Pferd? Nennen wir etwas gut, weil es wunschbefriedigend ist, oder wünschen wir es, weil es gut ist? Die Antwort kann nur eine Gegenfrage sein: Wenn alles gut ist, was wir wünschen - was den Naturalisten nur recht sein kann! -, wie kann dann - was den Intuitionisten lieb und teuer ist! - ein Wunsch selbst noch Gegenstand moralischer Überlegung sein? Eher schon ist der Wunsch der Vater des Gedankens, als daß er der Vater aller guten Dinge wäre.

Ich möchte jetzt etwas grundsätzlicher die Kritik am Naturalismus und Intuitionismus formulieren. Für einen Naturalisten sind Werturteile (moralische wie außermoralische) per definitionem wahr oder falsch. Sie sind analytische Sätze, deren Wahrheit oder Falschheit aus der Begrifflichkeit oder Bedeutung ihrer Wertprädikate folgt. So wie die Sätze "Körper sind ausgedehnt" oder "Kein Junggeselle ist verheiratet" auf Grund von Bedeutungen und unabhängig von Tatsachen wahr sind, ist der Satz "X ist gut" wahr, vorausge-

⁴¹ Zitiert nach J. L. Mackie(1977), S. 51. Den Hobbes'schen Standpunkt haben sich auch W. V. O Quine (1978) und J. A. Bailey(1978), v. a. S. 40, zueigen gemacht.

setzt X (eine Handlung oder ein Gegenstand) weist mit seinen empirisch feststellbaren Eigenschaften (A, B, C) die definierenden Merkmale von "gut" auf. Naturalistisch gesprochen, können wir sagen: A, B, C ist im Fall von X synonym oder bedeutungsgleich mit "gut".

Im Gegensatz dazu vertreten die Intuitionisten die These: Werturteile (moralische wie außermoralische) sind synthetische Sätze a priori. Zu der Tatsache, daß X die empirisch feststellbaren Eigenschaften A, B, C aufweist, kommt gut als intuitiv erfaßbare Folgeeigenschaft vor aller Erfahrung noch hinzu. Das Dilemma der Intuitionisten ist offenkundig: Wenn A, B, C nicht die definierenden Merkmale von "gut" sind, gut eine nicht-definierbare, nicht-natürliche Eigenschaft ist, dann folgt aus dem Vorhandensein von A, B, C nicht, daß X gut ist, weil A, B, C nicht zur Bedeutung von "gut" gehört.⁴² Ebenso offensichtlich ist aber auch das Dilemma der Naturalisten.

Als Beweis⁴³ für Bedeutungsgleichheit oder Synonymität müßte es einem Naturalisten gelingen zu zeigen, daß "gut" salva veritate in allen extensionalen Kontexten austauschbar ist durch A, B, C. Dem aber ist nicht so: Y z. B. nennen wir "gut" auf Grund von P, Q, R. Y gehört demnach zur Klasse der guten Dinge oder Handlungen - zum Begriffsumfang von "gut". P, Q, R aber ist nicht austauschbar durch A, B, C, ohne daß "Y ist gut" dadurch aufhören würde, wahr zu sein. Als ein Ausweg bleibt den Naturalisten nur der Rückgriff auf den Subjektivismus.

Kein Naturalist kommt im Grunde genommen umhin, ein Subjektivist in dem Sinne zu sein, daß wir eine

⁴² Vgl. dazu auch P. F. Strawson (1949), insbes. S. 105/106; und J. O. Urmson (1950), S. 153/154.

⁴³ Grundsätzliches zur Klärung dessen, was ein analytischer Satz sein könnte, siehe W. V. O. Quine (1951), S. 27 - 42.

Sache einzig und allein deshalb für gut halten, weil wir sie ob ihrer empirisch feststellbaren Eigenschaften wünschen, für wunsch-befriedigend oder lustvoll halten oder dgl. mehr.⁴⁴ Ein Werturteil behauptet demnach das Vorhandensein einer (subjektiven) Eigenschaft, die ein Sprecher einem Ding oder einer Handlung zuschreibt, sofern er der Sache und ihren empirisch feststellbaren (objektiven) Eigenschaften gegenüber eine bestimmte Disposition besitzt. In unserem Fall heißt das: "gut" als ein gemeinsames Prädikat von X und Y ist gerechtfertigt, vorausgesetzt das Dispositionsprädikat d im Fall von A, B, C und P, Q, R ist synonym oder bedeutungsgleich mit "gut". Auf der Suche nach der Synonymität geht die Rechnung des Naturalismus jedoch abermals nicht auf.

Machen wir noch einmal die Probe aufs Exempel und nehmen Analytizität an. In allen Fällen, die zur Extension von "gut" gehören, müßte dann folgendes gelten: Etwas ist salva veritate genau dann und nur dann gut, wenn es auch d ist. Daß d kein allgemein akzeptiertes, ausnahmslos geltendes und verwendetes Kriterium für gut ist, zeigt sich jedoch daran, daß wir nicht immer und überall den einen Ausdruck für den anderen einsetzen können, ohne daß sich der Wahrheitswert eines Satzes dadurch ändert. Wenn es z. B. wahr ist, daß es gut ist, einem Menschen in Not zu helfen, Versprechen zu halten, Schulden zurückzuzahlen, die Wahrheit zu sagen, so ist es nicht notwendig und hinreichend wahr, daß dies wunschbefriedigend, lustvoll, "a pursuit of happiness" oder im Sinne des allgemeinen Wohlergehens ist und vice versa. Handlungsutilitaristen und Regelutilitaristen, quantitative und qualitative Hedonisten, Teleologen und Deontologen wissen ein Lied davon zu

⁴⁴ Vgl. dazu auch R. M. Hare (1963 a), S. 268 ff. und S. 275 f.

singen.⁴⁵

B.

Wir kommen jetzt zu dem besagten Ausweg der Fliege aus dem Fliegenglas. Daß ich die Lösung des Sein/Sollen-Dilemmas dort suche, wo sie am unwahrscheinlichsten zu sein scheint, verdanke ich einem Seitenblick auf das Problem der sog. theoretischen Begriffe. Und in der Tat haben Wertbegriffe mit theoretischen Begriffen nicht nur gemein, daß sie über Nicht-Beobachtbares referieren - die Dilemmata der Intuitionisten und Naturalisten und das Hickhack zwischen beiden erinnern auch an die Dilemmata und das Hickhack der Wissenschaftstheoretiker im Umgang mit den theoretischen Termini.⁴⁶

Die Gretchenfrage im Fall der theoretischen Begriffe lautet: Sind Begriffe für nicht-beobachtbare Entitäten - also Begriffe wie "Elektron", "Magnetfeld", "elektrisch geladen", "Masse", "Macht", "Entfremdung", "Gen", "Ich", "DNS" etc. - bedeutungsgleich mit den sie definierenden empirischen Merkmalen bzw. Testverfahren, oder sind theoretische Begriffe eigenständige Begriffe, logisch unabhängig von empirischen Begriffen, wenngleich mit ihnen theoretisch verbunden?

In einem ersten Anlauf haben Philosophen wie E. Mach, B. Russell, P. W. Bridgman oder R. Carnap versucht, das Problem durch ein Reduktionsprogramm zu lösen. Danach sind theoretische Begriffe nichts weiter als "logische Konstruktionen"⁴⁷ oder "ökonomische Zu-

⁴⁵ Anhaltspunkte für die reichhaltige inhaltliche Diskussion finden sich bei W. K. Frankena (1963); D. Birnbacher und N. Hoerster (1976), Kap. 6 - 9; und O. Höffe (1975).

⁴⁶ Für einen ersten Überblick und eine ausführliche Diskussion siehe R. E. Grandy (1973), S. 1 - 15, und die in dem Sammelband enthaltenen Aufsätze von E. Mach bis H. Putnam.

⁴⁷ Siehe B. Russel (1918), S. 155.

sammenfassungen"⁴⁸ von wahrnehmbaren Phänomenen, oder - wie R. Carnap glaubte zeigen zu können - Terme, die sich auf "Elementarerlebnisse" zurückführen lassen.⁴⁹

Dieses radikale Programm, von jeher der Traum des Empirismus, erwies sich als undurchführbar. Moritz Schlick wies bereits gegenüber Mach darauf hin, daß eine bloß ökonomisch-beschreibende Funktion theoretischer Begriffe dem erklärenden Charakter der Wissenschaft nicht gerecht wird.⁵⁰ Eine zweite Schwierigkeit ergibt sich hinsichtlich der Frage nach der ontologischen Natur nicht-beobachtbarer Entitäten.⁵¹ Obwohl beispielsweise ein Physiker bereit wäre zuzugeben, Elektronen lediglich anhand der Spuren in der Nebelkammer zu sichten, ein elektrisches Feld allein mit Hilfe des Elektroskops auszumachen, würde er es ablehnen, das einzig Reale seines Forschungsgebietes in Zeigern, Bildschirmen, Meßdaten und ähnlichem zu sehen.

Eine dritte, logische Schwierigkeit war jedoch entscheidend. Carnap hatte entdeckt⁵², daß die in der Wissenschaft häufig vorkommenden Dispositionsterme ("wasserlöslich", "elektrisch geladen", "autoritär") sich nicht in dem Sinne definieren lassen, wie etwa G. Ryle sich das vorgestellt hatte. Der Grund für diese Nichtdefinierbarkeit: Ein Wenn-dann-Satz mit falschem Wenn-Satz gilt nach den Regeln der Logik als wahr - alle niemals in Wasser gegebene Objekte müßten also als in Wasser löslich bezeichnet werden... Das Ende vom Lied war, daß Carnap selbst als einer der ersten

⁴⁸ Siehe E. Mach in R. E. Grandy (1973), S. 19.

⁴⁹ So Rudolf Carnap in Der Logische Aufbau der Welt (Berlin 1928).

⁵⁰ Vgl. auch C. G. Hempel (1958).

⁵¹ Siehe P. K. Feyerabend (1960).

⁵² Siehe R. Carnap (1936/37), S. 35 f.

dem radikalen Reduktionismus abschwor und nach einer bescheideneren Lösung des Problems suchte.⁵³

In "Testability and Meaning" und "The Methodological Character of Theoretical Concepts" hat Carnap dieses weniger ehrgeizige Projekt unterbreitet. Carnap unterscheidet jetzt zwischen einer Beobachtungssprache und einer theoretischen Sprache. Die Begriffe auf der zweiten Sprachebene, die theoretischen Begriffe (samt Dispositionsprädikaten), gelten nun nicht mehr als vollständig interpretiert oder empirisch übersetzbar, wohl aber als empirisch signifikant (oder sinnvoll) in dem Sinne, daß sie durch Zuordnungsregeln mit der Beobachtungssprache verbunden sind: sie werden indirekt bzw. partiell gedeutet.⁵⁴ Carnap gesteht den "offenen" Charakter der theoretischen Begriffe ein; er verlangt lediglich, daß sich aus ihnen mit Hilfe der Zuordnungsregeln Aussagen über beobachtbare Ereignisse ableiten lassen. Obwohl auch diese Lösung des Problems nicht unumstritten blieb, können wir die Sache vorerst auf sich beruhen lassen und uns wieder dem Sein/Sollen-Dilemma zuwenden.

Ohne Analogiezauber - meine ich - findet die These vom offenen Charakter der theoretischen Begriffe ihr Pendant im Open-Question-Argument der Intuitionisten. Hier wie dort gelingt es uns nicht, Sätze mit wertenden oder theoretischen Begriffen in äquivalente Sätze ohne diese Begriffe zu übersetzen; das haben die Intuitionisten in ihrem Fall ganz richtig gesehen. Es gelingt uns einfach deshalb nicht, weil wertende wie theoretische Begriffe im Prinzip sonst überflüssig wären - wir könnten auf sie verzichten.

⁵³ Vgl. auch W. V. O. Quine (1951), S. 42 ff.; und R. Tuomela (1973), der die Diskussion um die Frage, warum theoretische Begriffe unverzichtbar sind, ausführlich zusammenfaßt.

⁵⁴ Siehe R. Carnap (1956), insbes. S. 54 f. und S. 69 f.

Gleichwohl haben wir keine andere Wahl als die, Naturalisten oder Empiristen in einem bescheidenen Sinne des Wortes zu sein, wenn es darum geht, den eigensinnigen Begriffen (in des Wortes doppelter Bedeutung) Bedeutung zu verleihen.⁵⁵ "X ist gut" ist weder ein synthetischer Satz a priori noch ein analytischer Satz, dessen Wahrheit oder Falschheit allein davon abhinge, ob X mit seinen Eigenschaften (A, B, C bzw. d) die definierenden Merkmale von "gut" aufweist. Die Bedeutungsgebungsversuche der Naturalisten liefern keine strengen Definitionen, sondern sind Hypothesen über die gesuchte Natur der Begriffe und als solche grundsätzlich und jederzeit revisionsanfällig bzw. möglicher Widerlegung ausgesetzt. Wie wir oben mit H. Putnam schon feststellen konnten, brauchen Stereotypen nicht einmal zuzutreffen, und selbst im Fall der Referenzbestimmung durch den Experten ist die Bedeutung deskriptiver Ausdrücke nicht ein für allemal durch bündige Definitionen festgelegt. A fortiori gilt dies erst recht für Wertbegriffe.

Damit dürfte inzwischen deutlich geworden sein, was Werturteile zu Werturteilen macht und warum es der Metaethik bislang nicht gelungen ist, in ihren Begriffsanalysen auf einen grünen Zweig zu kommen: Mehr noch als unsere Alltagssprache in bezug auf Gegenständliches und Wahrnehmbares sind Wertbegriffe und Werturteile indexikalisch oder verwendungsrelativ- und dies nicht nur versteckt oder im Sinne möglicher Welten. Das kleine Wörtchen "gut" (oder "gerecht", "richtig", "falsch") fühlt sich in der Alltagssprache zwar wie zuhause - und verleitet deshalb zu vorschnellen sprachphilosophischen Schlüssen (wie das Beispiel der Intuitionisten, Naturalisten, Emotivisten, Präskriptivisten und Moral-Sense-Philosophen zeigt) -, in Wirklichkeit

⁵⁵ Für die theoretischen Begriffe siehe hierzu auch W. V. O. Quine (1969 a), insbes. S. 105 - 113.

trägt es auf seinem Rücken jedoch ein Bündel von Bedeutungen huckepack und wechselt die Bedeutung je nach Kontext und je nachdem, welche Vorstellung (oder Theorie) wir uns von "gut" machen.

Man kann das Ganze auch so ausdrücken: Wertende wie theoretische Begriffe sind Begriffe, deren Bedeutungen von Beobachtung plus der Kenntnis des theoretischen Rahmens abhängen, in dem sie stehen⁵⁶ - so wie meinetwegen "Straight Flush" die Kenntnis der Regeln des Pokerspiels voraussetzt, um entscheiden zu können, wann ein Straight Flush vorliegt und wann nicht.⁵⁷

4. Der Rest - ein Kinderspiel

Wertaussagen sind aus Sachaussagen herleitbar, soweit es sich um Enthymeme handelt. Soweit Philosophen wie John R. Searle und andere eine Ableitung glaubten leisten zu können, ohne daß eine normativ-ethische Prämisse versteckt im Spiel ist, sind die Versuche mißlungen.⁵⁸ Was heißt das?

Ein Enthymem ist bekanntlich ein Syllogismus, bei dem eine der Prämissen in Gedanken zu ergänzen ist bzw. unterschlagen wurde. Unterschlagungen dieser Art sind in der Praxis gang und gäbe. Wer z. B. behauptet, Wale

⁵⁶ Um den Leser im Zusammenhang mit Putnams Theorie der Bedeutung nicht zu verwirren, darf ich hier darauf hinweisen, daß Putnam seine Theorie vor allem mit Blick auf die theoretischen Begriffe formuliert hat. Vgl. dazu auch W. Spohn (1978), S. 215 - 217.

⁵⁷ Das Beispiel habe ich G. Ryle (1953), S. 114, entnommen. - Wie ich nachträglich feststellen konnte, deutet inzwischen auch J. J. C. Smart (1981), S. 454 ff. (insbes. S. 459), eine ähnliche Sicht der Dinge an, wenn er dort Wertbegriffe mit theoretischen Begriffen vergleicht.

⁵⁸ Zu dem Versuch von J. R. Searle siehe Searle (1969), Kap. 8. Zur Kritik an Searle, M. Black und G. J. Mavrodes siehe N. Hoerster (1969), S. 24 - 37; und J. L. Mackie (1977), S. 82 - 90. Zur Kritik an Searle, am pragmatischen, phänomenologischen und am hegelianisch-marxistisch-lukácszianischen Ansatz siehe auch L. Kolakowski (1977), S. 32 - 49.

seien keine Fische, weil sie Säugetiere sind, setzt stillschweigend voraus, daß Fische keine Säugetiere sind. In dem nämlichen Sinne lassen sich Werturteile aus Sachaussagen ableiten, vorausgesetzt die Konklusion wird von einer normativ-ethischen Prämisse regiert.

In seiner enthymematischen Form lautet das Epikureische Argument für den Hedonismus: "Lust ist gut, weil alle Menschen danach trachten." Das Argument ist schlüssig, wenn wir uns zu dem Schlußsatz ("Lust ist gut") und dem Untersatz ("Alle Menschen trachten nach Lust") den Obersatz hinzudenken: "Das, wonach alle Menschen trachten, ist gut." Das Epikureische Argument stellt jetzt einen vollständigen Schluß dar, bei dem nur mehr die Frage ist, wie wir von der Wahrheit oder Falschheit des Obersatzes, der normativ-ethischen Prämisse, wissen.

Die Frage leitet bereits über ins vierte Kapitel. Deshalb sei dazu hier nur soviel gesagt: Prämissen lassen sich als Schlußsätze weiterer, übergeordneter Deduktionen einführen; in jedem Fall gelangt man aber an einen Punkt, an dem die Prämissen entweder per definitionem oder auf Grund empirischer Feststellung wahr oder falsch sein müssen. Ein dritter Weg, dem regressus ad infinitum zu entgehen, der Intuitionismus (etwa im Sinne Blaise Pascals: "Die Prinzipien erspüren wir, die Lehrsätze erschließen wir ..." ⁵⁹), scheidet von vorneherein aus, weil der Begriff der intuitiven Erkenntnis zu verwaschen ist. Aber auch der Vorschlag der Naturalisten ist nicht hasenrein.

Wie wir gesehen haben, scheitert der Versuch des Naturalismus, Werturteile letztlich als Definitionen oder analytisch wahre oder falsche Sätze anzusehen.

⁵⁹ B. Pascal, Pensées, § 479 (nach der Anordnung von Léon Brunschvicg). Siehe auch M. Scheler (1916), S. 82 und S. 259 ff.

Drei Gründe waren maßgebend: (1) Grundsätzliche (an Quine orientierte) Zweifel, ob es analytische Wahrheiten überhaupt gibt, (2) das Open-Question-Argument der Intuitionisten, und (3) die Tatsache, daß es erfahrungsgemäß nicht gelingt, eine einheitliche und umfassende Bedeutung für "gut" und andere Wertwörter aus der Umgangssprache herauszupräparieren. So wie es Egoisten, Altruisten, Utilitaristen, Asketen, Hedonisten und Pflichtmenschen gibt (und dies manchmal in einer Person), so kommt der Naturalismus nicht darum herum anzuerkennen, daß die Sprache der Moral sub specie aeternitatis nicht nur eine Regel der Verwendung ihrer Wertwörter kennt. Mit dieser Feststellung haben wir uns zweifellos eines probaten Mittels beraubt, die Geltungsfrage für Werturteile durch Bedeutungsanalyse vorzuentcheiden. Was wir aber statt dessen gewonnen haben, ist eine ethisch neutrale, normativ nicht vorbelastete Metaethik.⁶⁰

Was bleibt nun noch? Was bleibt, ist der Vorschlag, normativ-ethische Prämissen als Zuordnungsregeln oder Schlußregeln im normativ-ethischen Diskurs zu verstehen. Zuordnungs- oder Schlußregeln in diesem recht verstandenen Sinn liefern keine Definitionen, sondern immer nur Hypothesen über die gesuchte Natur der Wertbegriffe. Sie definieren Wertbegriffe nur unvollständig bzw. partiell (und genügen damit dem Open-Question-Argument der Intuitionisten); gleichwohl verbinden sie Wertaussagen mit Sachaussagen und verleihen Wertbegriffen so Signifikanz. Auf diese Weise, so hoffe ich, sind wir die leidige Frage nach der "Bedeutung" los und - was die begriffliche Seite der Werturteile anbelangt - aus dem Sein/Sollen-Dilemma heraus.

⁶⁰ Vgl. dazu auch B. Schmitt (1978).

Zum Schluß möchte ich noch auf ein Argument eingehen, das an dieser Stelle auftauchen könnte. R. M. Hare nannte es einen Prüfstein einer guten metaethischen Theorie, inwieweit diese der Tatsache gerecht wird, daß moralische Urteile handlungsmotivierend sind.⁶¹ Und K. R. Popper wies nachdrücklich darauf hin, daß eine "wissenschaftliche" Ethik den Charakter der Ethik verlore; sie wäre "vom Standpunkt der Sittlichkeit aus betrachtet, höchst irrelevant".⁶² Hare und Popper sind sich darin einig, daß moralische Urteile, als Tatsachenbehauptungen verstanden, keine Antwort mehr geben auf die Frage: "Und warum soll ich das, was sein soll, tun?"

Zunächst ist zu bemerken, daß es eine Sache ist, zwischen gut und böse, recht und unrecht zu unterscheiden, und eine andere, das Verhalten dem Wissen anzupassen. Im einen Fall glauben wir etwas zu wissen; im anderen Fall entscheiden wir uns für diejenige Handlung, die wir für moralisch richtig halten. Des weiteren ist zu bemerken, daß eine moralisch richtige oder gute Handlung aus den unterschiedlichsten Motiven vollzogen werden kann. Man kann sich dafür entscheiden aus außer-moralischen Gründen, aus Gründen der Klugheit, auf Grund von sozialem Zwang oder weil es uns gerade in den Kram paßt, Gutes zu tun (Kant spricht in diesem Fall von der Legalität einer Handlung); man kann aber auch moralisch gut und richtig handeln, weil es gut ist, Gutes zu tun. Nur: Warum sollen wir Gutes aus moralischen Gründen tun? Warum sollen (und wie können) wir das, was moralisch gut oder richtig ist, tun, auch wenn wir keine Neigung dazu verspüren, kein Interesse daran haben?

⁶¹ Siehe R. M. Hare (1952), S. 50 - 52, S. 62, S. 67 und 69 und S. 205 ff.

⁶² Siehe K. R. Popper (1945), Bd. I, Kap. 5, Anm. 18 (1), und Bd. II, Kap. 1, Anm. 49 (3).

Ganz offensichtlich ist es diese Frage nach der Moralität von Handlungen im Sinne autonomer Gesetzgebung, auf die Hare und Popper anspielen. Und in der Tat läßt sich aus einem Werturteil im deskriptiven Sinn (ob mit oder ohne "sollen"⁶³) kein Werturteil im präskriptiven Sinn ableiten, ohne daß eine Prämisse im Imperativmodus den Schlußsatz regiert. D. Hume, der moralische Urteile für Aussagen über Gefühle hielt, stand schon einmal vor demselben Problem und mußte sich nachsagen lassen, sich selbst widersprochen zu haben.⁶⁴ Und Immanuel Kant, der das moralische Gesetz von vorneherein als einen kategorischen Imperativ formulierte, gestand sich ein, daß es unerklärbar ist, wie der kategorische Imperativ als "Faktum der Vernunft", "wie reine Vernunft praktisch sein könne".⁶⁵ Ist ein Sollen aus einem Sein also doch nicht ableitbar?

In diesem letzten Sinne gewiß nicht. In diesem Sinne ist in der Tat die "Ethik transzendent", und wenn ich L. Wittgenstein richtig verstehe, dann hält er sie nur deshalb für nicht aussprechbar.⁶⁶ Aber wir wollen gar nicht nach den Sternen greifen; es genügt, wenn sich die Legalität von Handlungen bzw. Moralität von Urteilen aufzeigen läßt. Und wenn uns das gelingt, sind wir immer noch besser dran als R. M. Hare, nach dessen universellem Präskriptivismus jemand alles mögliche als moralisch gut ausgeben kann, vorausgesetzt er hat die Stirn, anderen und sich selbst gegenüber in seinem Denken, Urteilen und Handeln konsequent genug zu sein.

⁶³ Daß Werturteile mit "sollen" deskriptiv sein können, hat auch R. M. Hare (1952), S. 200, eingestanden.

⁶⁴ Siehe dazu noch einmal die in Anm. 1 angegebene Literatur.

⁶⁵ I. Kant (1788), A 81, 82, und (1785), BA 120, 121 f., und BA 125.

⁶⁶ Siehe L. Wittgenstein (1914/16), S. 171 und (1921), 6.4 f.

Drittes Kapitel

WERTURTEILE UND ERFAHRUNGSWISSENSCHAFT =====

1. Ein Plädoyer für Werturteilsfreiheit

Die Erfahrungswissenschaften halten sich bekanntlich voll Stolz von Werturteilen fern. Werturteile sind es, die ihrer Meinung nach die "subjektiven" Töne in die sonst objektiven Wissenschaften bringen, und diesen Mißklang gilt es, so gut wie möglich zu vermeiden. Darin stimmen Naturwissenschaftler wie Sozialwissenschaftler überein. David Easton, einer der Hohenpriester einer Politikwissenschaft, die sich als streng empirische Wissenschaft versteht, schreibt: "Tatsachen und Werte sind zwei ganz verschiedene Dinge. Tatsachenbehauptungen beziehen sich auf einen Teil der Wirklichkeit ... Der moralische Aspekt einer Behauptung ... drückt nur die emotionale Reaktion eines Individuums auf einen Zustand realer oder angenommener Fakten aus ... Obgleich wir sagen können, daß der Aspekt einer auf ein Faktum bezogenen Behauptung wahr oder falsch sein kann, ist es sinnlos, den Wertaspekt einer Behauptung auf diese Weise zu charakterisieren."¹

Im vorangegangenen Kapitel haben wir gesehen, daß wir keinen Grund zu einer solchen nonkognitivistischen Deutung der Werturteile haben. Weder der emotive noch der präskriptive Gehalt von Wertbegriffen erschöpfen deren Bedeutung. In diesem dritten Kapitel geht es mir allerdings nicht darum, jetzt positiv aufzuzeigen, daß Werturteile auch wahr und falsch sein können. Ich möchte vielmehr zeigen, daß die Erfahrungswissenschaften

¹ D. Easton (1953), Chap. 9, S. 221 (meine Übersetzung).

gut daran tun, sich von Werturteilen frei zu halten. Und mein Grund ist ganz einfach der: Man kann nicht gleichzeitig zwei Herren dienen, ohne einen sträflich vernachlässigen zu müssen. Was heißt das?

Was es heißt, ist klar, wenn wir uns daran erinnern, daß Wertbegriffe theoretische Begriffe sind. Sie sind Begriffe, deren Inhalt sich durch eine Theorie konstituiert. Da Wertbegriffe aber normativ-ethische Begriffe sind, kann die Theorie keine empirische Theorie sein. Es müssen also normativ-ethische Theorien sein, zu denen die Wertbegriffe passen. Ich würde diesen Punkt nicht so sehr betonen, wenn ich dazu nicht Anlaß hätte.

In einem Aufsatz von 1969 hat derselbe David Easton, der 1953 die Politikwissenschaft noch als eine wertfreie Wissenschaft beschwor, die "post-behavioral revolution" im politikwissenschaftlichen Denken angekündigt. Dieser Aufsatz wäre vielleicht Makulatur, wenn er nicht stellvertretend für viele ein allgemein zu beobachtendes Phänomen artikuliert hätte: den Wunsch der Wissenschaftler, "Könige" zu sein. Dieser Wunsch ist uralte, und insofern gießt Eastons "Credo of relevance"² alten Wein in neue Schläuche; in seinem Fall erklärt sich das Unbehagen jedoch auch aus der Entwicklung eines Faches, das in eine Krise geraten ist.

Wie wir alle wissen, haben die Sozialwissenschaftler im allgemeinen und die Politikwissenschaft im besonderen ihren Newton oder Galilei immer noch nicht gefunden. Über das "Zählen von Fliegenbeinen", über die Erhebung und Archivierung von enormen Datenmengen

² D. Easton (1969), S. 1052.

und über einige bescheidene theoretische Ansätze und empirische Generalisierungen hinaus ist die Politikwissenschaft noch nicht recht weit gekommen. Aus diesem Grund konnte sich die Politikwissenschaft auch nie ganz von der wenig geliebten Politischen Philosophie emanzipieren - so wie das den Naturwissenschaften in bezug auf die Naturphilosophie gelungen war.³

Dieses Defizit an Wissenschaftlichkeit allein war jedoch nicht ausschlaggebend. Was D. Easton letztlich zu seinem Aufsatz "The New Revolution in Political Science" bewog, war die Tatsache, daß die Politikwissenschaft gegen Ende der sechziger Jahre mitansehen mußte, wie die moderne (amerikanische) Gesellschaft von einer Krise ihrer Werte und Ideale erschüttert wurde, ohne daß sie an diesem Zustand etwas hätte ändern können. Daher Eastons Ruf nach einer Überwindung des empirischen Konservatismus des Behaviorismus, nach einer Politisierung des Fachs, einer Besinnung auf die "real needs of mankind" und seine Forderung, durch Analyse und Konstruktion von Wertsystemen die "human values of civilization" zu schützen.⁴

Es ist bedeutsam zu wissen, daß in diesem Punkt Sozialwissenschaften und Naturwissenschaften einander durchaus wieder die Hände reichen. So wie Robert Lynd 1939 für die Sozialwissenschaften bereits die Frage stellte "Knowledge for What?", so kamen Naturwissen-

³ Vgl. dazu auch N. Lobkowitz (1980).

⁴ Siehe D. Easton (1969), S. 1052 und S. 1053 f. Siehe dazu auch den Aufsatz von Peter Ch. Ludz "Politische Wissenschaft als Policy Analysis. Über den Versuch der Umgestaltung einer Disziplin", in: Münchner Beiträge zur Politikwissenschaft, hrsg. von. P. C. Mayer-Tasch (Freiburg/Br., 1980), S. 100 - 114.

schaftlern und insbesondere Atomphysikern nach dem Abwurf der Atombombe auf Hiroshima und Nagasaki grundsätzliche Bedenken an ihrer Forschungstätigkeit. Der Physiker und Mathematiker Norbert Wiener warf 1952 in seinem Buch Cybernetics and Society die grundsätzliche Frage auf, ob das "Know what", das Wissen, was zu tun sei und was unser Ziel sein solle, nicht für die Wissenschaft wie für die Menschheit wichtiger sei als das vielgerühmte "Know how": das Wissen, wie ein Erfolg zu erreichen ist. Und Max Born, der Nestor der deutschen Atomwissenschaft, glaubt am Ende seines Wirkens, in seinem Lebensbericht von 1965, feststellen zu müssen, daß "Naturwissenschaft und Technik die sittliche Grundlage der Zivilisation vielleicht für immer zerstört haben" und daß die Ursache dieser Krankheit, die "im Zusammenbruch aller ethischen Grundsätze" besteht, in der Methodik der Wissenschaft selbst liegt.⁵ Muß das Dogma von der "Wertfreiheit" der Wissenschaften also fallen?

Niemandem wäre damit gedient - der Ethik nicht, weil sie von den Erkenntnissen der empirischen Wissenschaften profitiert, und den Erfahrungswissenschaften nicht, weil sie ihren Wahrheitsanspruch dann ad acta legen könnten. Wenn wir von jemandem behaupten, er sei ein guter oder ein schlechter Mensch, dann hängt die Richtigkeit einer solchen Behauptung weitgehend von unserem Wissen (einschließlich unserem psychologischen Wissen) über diesen Menschen ab. Wir sind bereit, unser Urteil zu revidieren, wenn wir erkennen, daß wir uns geirrt haben. Ich will damit nicht sagen, daß sich Wertfragen grundsätzlich von selbst beantworten, wenn alle Um-

⁵ Den Hinweis auf N. Wiener und M. Born verdanke ich dem Buch von Friedrich Wagner, Weg und Abweg der Naturwissenschaft (München, 1970), S. 172 und S. 176 (hier finden sich auch die Zitatnachweise).

stände, Voraussetzungen und Folgen geklärt sind, die zu der Debatte Anlaß gaben. Ich behauptete aber, daß die Kenntnis aller relevanten empirischen Sachverhalte eine notwendige, wenn auch keine hinreichende, Bedingung dafür ist, um über Wertfragen zu einer Einigung zu gelangen. In diesem Sinne hängt die Objektivität der Ethik von der Objektivität der empirischen Erkenntnisse, vor allem der Erkenntnisse über die Natur des Menschen ab. Und in diesem Sinne ist es deshalb auch unangebracht, die empirischen Wissenschaften durch Werturteile zu verfälschen.

Wohin eine Wissenschaft führt, die sich inhaltlich von Werturteilen beeinflussen läßt, zeigt der Fall Lyssenko. Von 1936 bis 1964 stand in der Sowjetunion die biologische Forschung still, weil sich ein wissenschaftlicher Scharlatan namens T. D. Lyssenko mit offizieller Billigung J. W. Stalins und des Zentralkomitees der kommunistischen Partei auf den Standpunkt stellte, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Was nicht sein durfte, waren die sich seit Anfang der dreißiger Jahre häufenden Forschungsergebnisse der Molekularbiologie und Humangenetik, die auf eine angeborene Ungleichheit der Menschen schließen ließen. Die Theorie vom Gen als der durch Generationen und sogar durch Kreuzungen unveränderten Erbanlage rückte das Erbgut-Umwelt-Verhältnis in ein neues Licht, wobei sich herausstellte, daß diese Theorie nicht ohne weiteres mit den Grundthesen des dialektischen Materialismus über die Natur des Menschen zu vereinbaren war. Lyssenko und seine Anhänger leugneten deshalb die Existenz von Genen und bauten mit Hilfe längst widerlegter Hypothesen ("unvermittelte Vererbung", "Vererbung erworbener Eigenschaften") die Biologie zu einem ihnen gemäßen "wissenschaftlichen" System um.⁶

Was war geschehen? Analysiert man den Lyssenkoismus auf die Frage hin, welche unheilvolle Rolle nicht nur Wünsche und subjektive Interessen, sondern explizite Werturteile im Zusammenhang mit dem jahrzehntelangen Daniederliegen der sowjetischen biologischen Forschung spielten, so läßt sich folgendes sagen: Lyssenko handelte im Einklang mit den Prinzipien der kommunistischen politischen Ethik, indem er die "westliche" Genetik verwarf. Da einer der Pfeiler des "wissenschaftlichen Sozialismus", der dialektische Materialismus, einzustürzen drohte, war es seine Pflicht als treuer und guter Kommunist, alles zu tun, was dem Sieg der Arbeiterklasse und dem Aufbau des Kommunismus dient. Mit dem dialektischen Materialismus galt es, nicht nur den Marxismus-Leninismus zu retten, sondern auch die kommunistische politische Ethik, die sich auf eben dieses Lehrgebäude stützt. Und gerade da liegt der Widerspruch einer nicht-wertfreien empirischen Wissenschaft. Eine solche Wissenschaft bringt sich nicht nur selbst um das erreichbare Maß an Objektivität: man lügt sich auch in ethischer Hinsicht fortwährend in die eigene Tasche, wenn man nur "Tatsachen" zur Kenntnis nimmt, die einem passen.

Diese Feststellung trifft natürlich nicht nur für den Lyssenkoismus zu⁷: traurige Beispiele dafür

⁶ Näheres zum Fall Lyssenko siehe Hans Mohr "Der prinzipielle Konflikt zwischen Biologie und Marxismus", in: Marxismus - ernstgenommen. Ein Universalsystem auf dem Prüfstand der Wissenschaften, hrsg. von G. Szczesny (Reinbek bei Hamburg, 1975), insbes. S. 39 - 46.

⁷ Daß man auf marxistischer Seite hier inzwischen gescheitert geworden ist, zeigen die beiden Aufsätze von J. Kuczynski (1972 a) und (1972 b). Kuczynski (1972 a), S. 163/169 schreibt: "So paradox es klingen mag, ist es doch so: Wenn wir uns zu einer Untersuchung ganz parteilich entschließen, zum Beispiel, weil die Weltsituation im Interesse der

finden sich in jeder Zeit und an jedem Ort. Man denke nur an den Malleus malificarum, der die theoretische Grundlage für den Hexenglauben und die Hexenverfolgung lieferte, an die rassistische Biologie des Nationalsozialismus, die die Konzentrationslager legitimieren sollte, oder an die Apartheidpolitik Südafrikas. Es ist eigenartig anzusehen, wenn Wissenschaftler wie David Easton zum Schutz der "human values of civilization" die Konstruktion von Wertsystemen fordern, ohne selbst an die Möglichkeit einer rationalen Begründung von Werturteilen zu glauben.⁸ Noch eigenartiger aber ist es, wenn sich Wissenschaftler selbst um Kopf und Kragen reden, indem sie nicht sehen, daß die empirischen Wissenschaften sehr wohl eine politisch-praktische Relevanz haben - auch und

Arbeiterklasse einen bestimmten Nachweis erfordert, so gilt es, sobald wir die Untersuchung beginnen, alle unsere Untersuchungsmotive auszuschalten, den Nachweis, den wir erbringen wollen, soweit wie irgend möglich zu vergessen, und ganz unbefangen, 'gleichgültig', ohne Nachweisbedürfnis, die Untersuchung vorzunehmen ... Analysiere ich jedoch voller Parteilichkeit, dann entfremde ich mich der Objektivität, denn die Interessen der Arbeiterklasse und die Bewegung meines Forschungsgegenstandes können sehr wohl entgegengesetzt verlaufen oder sich relativ neutral verhalten." Diese Feststellung hindert Kuczyński allerdings nicht daran, auf die Parteilichkeit bei der Auswertung der Forschungsergebnisse zu pochen (s. S. 180 - 188), wobei er ganz offensichtlich übersieht, daß ein noch so objektiver Nachweis der Marx'schen Lehre den Schluß auf die Richtigkeit der kommunistischen politischen Ethik allein nicht rechtfertigen kann. Hier ist der Marxismus nach wie vor dogmatisch. (Zur Kontroverse um Kuczyński vgl. auch H. Rumpfer (1977).)

⁸ Siehe dazu auch B. E. Wright (1974), insbes. S. 677 - 680, der in dieser Hinsicht auch Politikwissenschaftler wie E. Meehan, F. M. Frohock u. a. einer Kritik unterzogen hat. - Daß auch die Vertreter des sog. normativ-ontologischen Theorieansatzes und die Vertreter der sog. Kritischen Theorie hier nichts Besseres anzubieten haben, zeigt sich meist schon bei der Lektüre ihrer nebulösen Wert- und Zielvorstellungen selbst. Musterbeispiele dafür sind die Arbeiten von E. Voegelin (1952) und M. Horkheimer (1937). Zur Kritik an der Kritischen Theorie siehe auch R. Bubner (1969) und L. Kolakowski (1978).

gerade deshalb, weil "eine empirische Wissenschaft niemand zu lehren (vermag), was er soll, sondern nur, was er kann und - unter Umständen - was er will."⁹

Um die Bedeutung einer werturteilsfreien Erfahrungswissenschaft für die Ethik noch einmal herauszustellen, erinnere ich daran, daß Meinungsverschiedenheiten über Wertfragen nicht im luftleeren Raum ausgefochten werden. Jedes Werturteil besitzt einen empirischen Gehalt, und jede normativ-ethische Theorie enthält eine deskriptive Prämisse. Eine Änderung und Verbesserung unserer Erkenntnisse über die Welt der Tatsachen trägt deshalb zu einer Änderung und Verbesserung unserer Werturteile bei. Soweit Divergenzen in Wertfragen lediglich auf Divergenzen in Tatsachenfragen beruhen, braucht man nicht einmal ein metaethischer Kognitivist zu sein, um zugeben zu müssen, daß eine Einigung über Tatsachenfragen eine Einigung über Wertfragen nach sich zieht.¹⁰ In diesem einen Punkt gehen Ethik und empirische Wissenschaften miteinander Hand in Hand, und es ist gut, wenn sich dabei keine der beiden Disziplinen von der anderen korrumpieren läßt.

2. Zwei Argumente pro und contra

Und trotzdem kommen Werturteile in den Erfahrungswissenschaften vor? Vorausgesetzt, daß es den

⁹ M. Weber (1904), S. 151.

¹⁰ Vgl. Ch. L. Stevenson (1963), Chap. I, S. 6 - 9 (in der dt. Übersetzung bei D. Birnbacher und N. Hoerster (1976), S. 107 - 109). Zur politisch-praktischen Relevanz der werturteilsfreien empirischen Wissenschaften siehe auch H. Albert (1963), S. 191 - 195, und H. Albert (1971 a), insbes. S. 81 - 85; sowie Ph. L. Beardsley, "A Critique of Post-Behavioralism", in: Political Theory, Vol. 5, No. 1, 1977, pp. 97 - 111.

Wissenschaftlern nicht am guten Willen, wohl aber an der Möglichkeit fehlt, sich von Werturteilen frei zu halten, deutet diese rhetorische Frage auf die Problematik der Unterscheidung zwischen Entstehungszusammenhang und Begründungszusammenhang in den empirischen Wissenschaften hin. Ehe ich jedoch darauf eingehen werde, möchte ich vorab noch einen anderen Punkt besprechen, der damit eng zusammenhängt.

Von fast jedem Wort in jeder Sprache läßt sich sagen, daß es als ein Wertwort gebraucht oder verstanden werden kann. Grundsätzlich deckt eine Redewendung wie die folgende die Wertbeladenheit natürlicher Sprachen auf: "Und das soll 'grün', soll 'kompliziert', soll ein 'Haus', ein 'Buch' sein?" Von den einfachsten Wörtern angefangen bis hin zu diffizilen Ausdrücken kommen wir in unserem Sprachgebrauch nicht umhin, uns normierend zu verhalten. Was für den einen "sorgfältig" und "umsichtig" ist, ist für den anderen "pedantisch" und "kärnerhaft". Was für den einen "liebevoll" und "rührend" ist, ist für den anderen "kitschig" und "sentimental". Was vordem noch "voll Liebreiz" und "Anmut" war, ist heute vielleicht "dumm" und "einfältig". Wenn ich an dieser Stelle behaupten würde, daß die Sprache "verarmen" würde, wenn sie sich nur mehr "umständlicher" Umschreibungen bedienen würde, um einen Sachverhalt so "wertfrei" wie möglich wiederzugeben - wäre dies ein Werturteil oder eine Tatsachenbehauptung?

Daß die Wertbeladenheit der Sprache auch vor den Wissenschaften nicht haltmachen kann, ist klar. Insbesondere gilt dies für die Geistes-, Geschichts- und Sozialwissenschaften, aber auch die Naturwissenschaften sind davon betroffen. Hier einige Beispiele: Zum Standardrepertoire der Biologie gehören wertbesetzte Begriffe wie "normal lebensfähige", "subnormale",

"letale" Chromosomen und Genotypen, "günstige" und "ungünstige" Mutationen, "höherer" und "niedrigerer Überlebenswert" von Individuen, "bösartige" Gewebe, "pathologische" Entwicklung, "Mißbildung", "Krankheit", "Regeneration" ...¹¹ In den Geistes-, Gesellschafts- und Sozialwissenschaften ist von "Dichtern" und "kleinen Lichtern", von "Inflation", "Diskriminierung" und "Korruption" die Rede, es kommen Begriffe vor wie "Kolonisierung", "Ausbeutung" und "Entfremdung", Begriffe wie "destabilisierende Funktion", "verfehlte Bodenreform", "Erziehungsdemokratie" und "Entwicklungsdiktatur", "Revolution", "Terror" und "Widerstand", und man spricht von einer "abhängigen", "asymmetrischen" Reproduktionsstruktur, die anderen von einer "monopolisierten" politischen Entscheidung "aufgezwungen" wird.¹² In allen diesen Fällen geht mit der Beschreibung von Phänomenen - sozusagen krypto-normativ - auch eine Bewertung einher.

Ernest Nagel hat die "Werturteilsfreiheit" der Erfahrungswissenschaften mit dem Argument verteidigt, daß zwischen einschätzenden (appraising) und charakterisierenden (characterizing) Werturteilen klar zu unterscheiden sei.¹³ Einschätzende Werturteile, so Nagel, bringen eine zustimmende oder ablehnende Haltung gegenüber einem Sachverhalt zum Ausdruck. Eine Verhaltensweise, die in einem einschätzenden Sinne als "gewinnsüchtig", "grausam" oder "verlogen" bezeichnet wird, ist eine Verhaltensweise, die vom Sprecher moralisch verurteilt wird. Eine Verhaltensweise, die

¹¹ Siehe dazu auch Z. Kochanski (1978), S. 5 ff.

¹² Zur Wertbeladenheit der sozialwissenschaftlichen Sprache vgl. auch L. Strauss (1953), insbes. S. 83 - 91.

¹³ E. Nagel (1961), S. 248.

hingegen in einem charakterisierenden Sinne als "gewinnsüchtig", "grausam" oder "verlogen" bezeichnet wird, ist eine Verhaltensweise, die vom Sprecher lediglich als unter eine bestimmte Klasse von Verhaltensweisen subsumierbar beschrieben wird. E. Nagel räumt ein, daß charakterisierende Werturteile häufig auch einen zustimmenden oder abwertenden Klang mit sich führen, er betont aber, "daß ein charakterisierendes Werturteil einen Wissenschaftler nicht aus logischen Gründen zwingt, einem entsprechenden einschätzenden Urteil zuzustimmen oder es abzulehnen."¹⁴ "Obwohl also viele einschätzende Urteile notwendigerweise charakterisierende Werturteile voraussetzen, sind einschätzende Urteile keine notwendige Bedingung für die Abgabe charakterisierender Werturteile."¹⁵

Sehen wir uns das noch etwas näher an. Im Gegensatz zu Nagel hat beispielsweise Charles Taylor die Möglichkeit einer werturteilsfreien empirischen Politikwissenschaft mit dem Argument bestritten, daß "ein gegebener erklärender Bezugsrahmen in der politischen Wissenschaft zumeist einen mit ihm verbundenen Wertstandpunkt (unterstützt) und seine eigenen Normen zur Bewertung von politischen Formen und Maßnahmen (in sich birgt)."¹⁶ Taylor schreibt: "In dem Maß, wie die politische Wissenschaft nicht auf Theorie, auf die Suche nach einem Bezugsrahmen verzichten kann, kann sie auch nicht aufhören, eine normative Theorie zu entwickeln."¹⁷

¹⁴ E. Nagel (1961), S. 250 und S. 248.

¹⁵ Ebenda, S. 249.

¹⁶ Ch. Taylor (1967), S. 49.

¹⁷ Ebenda, S. 63.

Wer von beiden - Taylor oder Nagel - hat nun recht? Die Sache ist im Grunde genommen sehr einfach, wenn man sich darüber im klaren ist, worauf Taylor hinaus will. Ch. Taylor vertritt in seinem Aufsatz einen metaethischen Naturalismus¹⁸, der besagt, daß moralische Prädikate (Nagels "einschätzende Werturteile") gleichbedeutend sind mit gewissen empirischen Prädikaten (Nagels "charakterisierende Werturteile"), und er demonstriert dies unter anderem an folgendem Beispiel.

In H. D. Laswells und A. Kaplans deskriptiver Demokratietheorie¹⁹ wird ein begriffliches Instrumentarium entworfen, mit dessen Hilfe es möglich sein soll, ein Einzelphänomen (ein real existierendes politisches System) unter einen allgemeinen Satz ("Eine Demokratie ist das und das") zu subsumieren. Eine solche empirische Generalisierung, die "erklärt", warum ein bestimmtes politisches System als eine Demokratie bezeichnet werden kann, ist zweifellos nicht möglich ohne einen theoretischen Bezugsrahmen, der festlegt, welche Faktoren für eine Definition des Definiendums "Demokratie" in Frage kommen. H. D. Laswell und A. Kaplan bestimmen diesen theoretischen Bezugsrahmen in der Weise, daß sie unter einer Demokratie eine liberale, legale und unparteiliche Herrschaft verstehen, wobei sie die *differentiae specifica* (liberal, legal, unparteilich) jeweils noch eigens näher definieren.²⁰

¹⁸ Ebenda, S. 49 - 61.

¹⁹ Siehe und vgl. H. D. Laswell und A. Kaplan, Power and Society: A Framework for Political Inquiry (New Haven and London, 1950), Kap. 9, Abschn. 3 und 4; und Ch. Taylor (1967), S. 43 ff.

²⁰ Näheres hierzu siehe Ch. Taylor (1967), S. 45 und S. 46.

Taylor stellt nun ernüchternd fest: "Kein Wunder, ... daß einem die Demokratie immer sympathischer wird, je weiter man in diesem Katalog von Definitionen voranschreitet. Denn sie lassen uns kaum die Wahl."²¹ Und damit ist gemeint, daß wir - gemessen an unseren menschlichen Bedürfnissen und Wünschen - kaum umhin können, dieser Definition von Demokratie zuzustimmen. Heißt das deshalb aber schon, daß wir dem Laswell'schen Demokratiebegriff in einem mehr als charakterisierenden Sinne - also auch als einem einschätzenden Werturteil - zustimmen müßten?

Taylor hat zurecht bemerkt, daß Laswells und Kaplans deskriptive Demokratietheorie in dem Sinne eine "normative Theorie" in sich birgt, als es sich hierbei um keine bloß feststellende, sondern um eine festsetzende, oder besser noch, um eine regulierende Definition handelt. Feststellende Definitionen sind Definitionen, die die vorfindbare Bedeutung eines Ausdrucks A in einer Sprache S so getreu wie möglich wiedergeben. Festsetzende Definitionen sind Definitionen, die einen Ausdruck A in eine Sprache S neu einführen oder ihm eine von seiner Bedeutung in der Sprache S abweichende Bedeutung geben. Zwischen beiden Extremen stehen die regulierenden Definitionen, die sich für die Definition eines Ausdrucks A teilweise an die festgestellte Bedeutung in der Sprache S anlehnen, teilweise von ihr abweichen, z. B. um einen Ausdruck A für wissenschaftliche Zwecke präziser zu fassen.²² Um eine solche regulierende Definition handelt es sich bei Laswell und Kaplan, und dieser Sachverhalt wäre von vorneherein deutlich geworden, wenn sie statt

²¹ Ch. Taylor (1967), S. 45.

²² Näheres zu diesen Arten von Definitionen siehe T. Pawlowski (1980), Kap. I. S. 18 ff.

"Eine Demokratie ist ..." geschrieben hätten: "Unter einer Demokratie sollte man ... verstehen."

Es ist zweifellos so, daß Wortklaubereien und terminologischer Streit gerade in den Sozialwissenschaften gang und gäbe sind; und dieser Tumult um die richtige Wortwahl hängt zweifellos zu einem großen Teil damit zusammen, daß uns sozialwissenschaftliche Begriffe - gemessen an unseren menschlichen Bedürfnissen und Wünschen - nicht gleichgültig und völlig unbefangen lassen. In dem Maße, in dem eine Wissenschaft nicht aufhören kann, sich einer an Wertassoziationen reichen Sprache zu bedienen, in dem Maße kann sie auch in ihrer Wirkung nicht wertneutral sein. Taylor irrt jedoch, wenn er glaubt, daß "ein gegebener erklärender Bezugsrahmen ... einen mit ihm verbundenen Wertstandpunkt" in einem mehr als psychologischen Sinne stützt. Wertbeladene Begriffe wie "Kolonisierung", "Imperialismus", "Demokratie", "Korruption", "Faschismus" braucht man nur in eine andere Zeit und an einen anderen Ort zu versetzen, um zu sehen, daß ein charakterisierendes Werturteil nicht notwendigerweise gleichbedeutend ist mit einem entsprechenden einschätzenden Werturteil. Taylor schreibt, daß "der Umstand, daß etwas zu menschlichem Glück oder ganz allgemein zur Erfüllung menschlicher Bedürfnisse, Wünsche und Zwecke führt, ein prima facie-Grund (ist), um es gut zu nennen ..."²³ Aber es ist eben auch nur ein prima facie-Grund, dem für einen gültigen Schluß von einem Sachverhalt auf ein Werturteil eine bestätigte normativ-ethische Prämisse fehlt.²⁴

²³ Ch. Taylor (1967), S. 61.

²⁴ Siehe und vgl. hierzu auch F. E. Oppenheim (1973), insbes. S. 55 ff., S. 59 f. und S. 65 f.

Ich komme jetzt auf die eingangs gestellte, grundlegende Frage zu sprechen: Schlagen Werturteile²⁵ im Entstehungszusammenhang der Erfahrungswissenschaften auf deren Begründungszusammenhang durch? Ist, wie C. L. Becker einmal behauptet hat, "every man his own historian" - jeder sein eigener Historiker, sein eigener Sozialwissenschaftler? Da es in den Sozialwissenschaften (wie in den Humanwissenschaften insgesamt) zu ein und demselben Untersuchungsgegenstand fast ebensoviele Theorien gibt, wie im sozialen Leben wert- und interessenbezogene Meinungen und Überzeugungen hierzu vorkommen, liegt die Vermutung nahe, daß es mit der Objektivität dieser Wissenschaften nicht zum besten bestellt ist.

Der logische Empirismus und die Vertreter des kritischen Rationalismus halten dem entgegen, daß es eine Sache sei, Theorien zu entwerfen und Hypothesen aufzustellen, eine andere Sache dagegen, Theorien und Hypothesen auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen. Im einen Fall - im Fall der Theorienbildung - ist alles willkommen, was dem wissenschaftlichen Fortschritt dienen könnte: emotionales Engagement, leidenschaftliches Interesse, Voreingenommenheit, Beweisbedürfnis und ähnliches mehr. Im anderen Fall - im Fall der Theorienrechtfertigung - entscheiden die Regeln der Logik und die Empirie über den wissenschaftlichen Wert von Hypothesen. Kurz und bündig:

25 Statt von Werturteilen sollte ich vielleicht besser ganz allgemein von Wertungen sprechen, um deutlich zu machen, daß hier ein Sammelsurium von Werturteilen, Wünschen, Motivationen, Vorlieben, Abneigungen und Interessen angesprochen ist, das bei der Entstehung von Theorien ausschlaggebend ist. Diese Wertungen können individuell oder gesellschaftlich vermittelt sein, sie können aber auch ideologischen, religiösen oder philosophischen Traditionen entspringen wie etwa im Fall der neoplatonischen Sonnenmystik Kopernikus' und Keplers.

Zwischen dem context of discovery und dem context of justification - zwischen der Genese und der Geltung, der Psychologie und der Logik der Forschung ist klar zu unterscheiden.²⁶

In einem bemerkenswerten Aufsatz zum "Theorienpluralismus in der Soziologie" hat R. Klima für diese Position Partei ergriffen. Eine Reihe von Gründen spricht seiner Meinung nach dafür, daß "die Sozialwissenschaften sich von den Naturwissenschaften nicht durch irgendeine prinzipielle Unmöglichkeit (unterscheiden), über ihren Gegenstand wissenschaftlich objektive, ideologiefreie Aussagen zu machen, sondern allein dadurch, daß die Methodologie, nach deren Regeln solche Aussagen möglich sind, nicht oder nur unzureichend angewandt wird."²⁷ Meßprobleme auf Grund ungenügender Operationalisierung sozialwissenschaftlicher Begriffe, mangelnde rigorose empirische Prüfung und scheinbar unvereinbare Erkenntnisinteressen sind nach Klimas Ansicht verantwortlich dafür, daß sich so viele Theorien in den Sozialwissenschaften halten können. Und hinter alledem steht nach seiner Meinung als Hauptursache die fehlende funktionierende soziale Kontrolle: "Weil die Aufstellung einer schlechten Theorie niemals mit einhelliger Kritik und Zurückweisung bestraft wird und andererseits ein brauchbarer Entwurf niemals zu allgemeiner Anerkennung verhilft, fällt es dem einzelnen Soziologen leicht, sich den Ansprüchen der erfahrungswissenschaftlichen Methodologie zu entziehen. Der Erfolg, den man als Soziologe haben kann, hängt jedenfalls von ihrer Befolgung nur in geringem

²⁶ In ihrer expliziten Formulierung geht diese grundlegende Unterscheidung auf H. Reichenbach (1938), S. 6 f., zurück.

²⁷ R. Klima (1971), S. 209. - Eine Diskussion der Objektivität der Geschichtswissenschaft vor dem Hintergrund der Unterscheidung zwischen Entstehungs- und Begründungszusammenhang findet sich bei Th. Nipperdey (1979), insbes. S. 336 ff.

Maße ab."²⁸

Ich möchte die Argumente jetzt an einem praktischen Beispiel diskutieren. In der Entwicklungsländer-Forschung machen einander bekanntlich drei "Schulen" den Rang um die adäquate Erklärung der Unterentwicklung streitig. Während die sog. Modernisierungstheorien davon ausgehen, daß die wirtschaftlichen, demographischen und sozial-politischen Gegebenheiten in der Dritten Welt wesentlich endogen verursacht sind (R. Nurkses "Teufelskreis der Armut"), und die sog. Imperialismus- und Neoimperialismustheorien behaupten, daß die Unterentwicklung als eine Hypothek des Kolonialismus und der postkolonialen kapitalistischen Weltarbeitsteilung zu betrachten ist, nehmen die Vertreter der sog. "dependencia"-Theorien sowohl endogene wie exogene Faktoren der Verursachung an, wobei der theoretische Akzent auf der Hypothese liegt, daß die Zentren der Industrienationen über Brückenköpfe in den Zentren der Entwicklungsländer verfügen und beide Zentren zusammen ihre Peripherien strukturell von sich abhängig halten.²⁹

Es ist nun klar, daß jede dieser Theorien Musik in verschiedenen Ohren ist. Modernisierungstheoretiker lassen diejenigen ruhig schlafen, die ihre Hände gerne in Unschuld waschen und ihre Hoffnungen auf eine marktwirtschaftlich orientierte Entwicklungsstrategie setzen. Imperialismus- und Neoimperialismustheorien er-

²⁸ R. Klima (1971), S. 216.

²⁹ Näheres zu den einzelnen Entwicklungstheorien siehe Michael Bohnet (Hrsg.), Das Nord-Süd-Problem (München, 1971), S. 49 - 64; Franz Nuscheler, "Dritte Welt und Imperialismustheorie", in: Civitas, Jahrbuch für Sozialwissenschaften, Bd. 10, 1971, S. 28 - 95; und Dieter Senghaas (Hrsg.), Imperialismus und strukturelle Gewalt: Analysen über abhängige Reproduktion (Frankfurt/M., 1972), sowie Dieter Senghaas (Hrsg.), Peripherer Kapitalismus: Analysen über Abhängigkeit und Unterentwicklung (Frankfurt/M., 1974).

lauben es, den Schwarzen Peter den "bösen Kapitalisten" zuzuschieben und alles Heil von einer sozialistischen Revolution zu erwarten. Und für die Heimatlosen, diejenigen, die im Krieg mit ihrer Umwelt stehen und sich an allen Ecken und Enden als Opfer der strukturellen Gewalt der bestehenden sozio-ökonomischen Verhältnisse betrachten, sind die "dependencia"-Theorien da. Heißt das aber auch, daß die Wert- und Zielvorstellungen und die verschiedenen Erkenntnisinteressen, die bei der Entstehung der Theorien Pate standen (und die weiterhin den Glauben an sie nähren), durch keine Kritik mit Hilfe des empirischen Materials auszubügeln sind?

Gerade den Modernisierungstheorien wurde zum Vorwurf gemacht, daß sie nicht wertfrei sind und ihren Entwicklungsbegriff am vermeintlichen Ideal des "American way of life" orientieren. Charles Taylor könnte sich hier erneut bestätigt fühlen und darauf hinweisen, daß der modernisierungstheoretische Bezugsrahmen ein Wertgefälle mit sich bringt, das den Blick nur auf bestimmte Dimensionen der Wirklichkeit lenkt. Zweifellos war dies lange Zeit einer der Hauptgründe dafür, daß man den Entwicklungsstand eines Landes ausschließlich an seinem Bruttosozialprodukt maß. Mehr und mehr ließ sich jedoch auch nicht verheimlichen, daß dieser Entwicklungsbegriff und seine Operationalisierung unzulänglich sind, daß ein Anstieg des Pro-Kopf-Einkommens sehr wohl mit wachsender Arbeitslosigkeit, Unterernährung und Ungleichheit einhergehen kann und daß sich die Modernisierungstheorien so nicht halten lassen. Mit anderen Worten: Die Werturteile im Entstehungszusammenhang dieser Theorien schlugen nicht auf den Begründungszusammenhang durch, sondern wurden durch eine kritische empirische Prüfung entscheidend korrigiert.

Stand nun mit dieser Erkenntnis den Modernisierungstheorien der Bankrott ins Haus? Gehen aus einem Theorienvergleich die Imperialismus- und "dependencia"-

Theorien als Sieger hervor? Der simple Umkehrschluß, daß die Mängel der einen Theorie schon die Stärke der anderen ausweisen, ist hier unangebracht. Von keiner der hier zum Vergleich anstehenden Theorien läßt sich sagen, daß sie mit allen Tatsachen auf ihrem Gebiet übereinstimmen.³⁰ Und die Vergleichsdefizite haben auch nicht nur damit zu tun, daß empirische Daten im Licht von Theorien interpretierbar sind und daß es in den Sozialwissenschaften in der Regel kein experimentum crucis gibt - sie scheinen ein allgemeines wissenschaftliches Phänomen zu sein.

Thomas S. Kuhn hat in einem Aufsatz von 1973 unter dem Titel "Objectivity, Value-Judgment, and Theory Choice" die Bedeutung von Werturteilen für die Entscheidung zwischen konkurrierenden Theorien herausgestellt. Kuhn unterscheidet zwischen fünf Eigenschaften, die eine gute wissenschaftliche Theorie erfüllen muß: Tatsachenkonformität, Widerspruchsfreiheit, Reichweite, Einfachheit und Fruchtbarkeit.³¹

Was unter Tatsachenkonformität zu verstehen ist, ist klar: die aus einer Theorie mit Hilfe von Randbedingungen ableitbaren Folgerungen, die sog. Prognosesätze, sollten mit den vorhandenen Beobachtungen und Ergebnissen von Experimenten übereinstimmen. Unter Widerspruchsfreiheit ist zu verstehen, daß eine Theorie "nicht nur in sich, sondern auch verträglich (sein sollte) mit anderen zur Zeit anerkannten Theorien, die sich auf verwandte Aspekte ... beziehen." Daß eine

³⁰ Um nur ein Beispiel zu geben: Weder die Imperialismus- noch die "dependencia"-Theorien können erklären, wie es in Südkorea und Taiwan zu dem großen wirtschaftlichen Wachstum mit allen Breiteneffekten kam, obwohl nach diesen Theorien die amerikanische Entwicklungshilfe und der ausländische Kapital-export gerade das Gegenteil hätten bewirken müssen.

³¹ Siehe Th. S. Kuhn (1973), S. 422 f.; vgl. auch Th. S. Kuhn (1970), S. 253 ff.

Theorie eine große Reichweite haben sollte, heißt: "ihre Konsequenzen (sollten) weit über die Beobachtungen, Gesetze oder Teiltheorien hinausgehen, die sie ursprünglich erklären sollten." Wenn eine Theorie einfach sein soll, so ist damit gemeint, daß "sie Erscheinungen ordnen (sollte), die ohne sie je isoliert und zusammengekommen verworren wären." Und last not least heißt Fruchtbarkeit, daß "eine Theorie neue Forschungsergebnisse hervorbringen (sollte): sie sollte neue Erscheinungen oder bisher unbekannte Beziehungen zwischen bekannten Erscheinungen aufdecken."³²

Alles das ist natürlich nicht neu, sondern nur eine neuerliche Illustration dafür, daß es - wie Popper einmal schreibt³³ - "eine ethische Basis der Wissenschaft und des Rationalismus (gibt)" und daß sich die Wissenschaft, wenn sie überleben soll, über diese Werte einig sein muß. Neu ist jedoch Kuhns These, daß diese Werte nicht als eindeutige Regeln funktionieren, sondern der Entscheidung zwischen konkurrierenden Theorien einen subjektiven Spielraum lassen.

Diese Tatsache - so Kuhn - wird in der wissenschaftstheoretischen Diskussion der Ergebnisse der sog. exakten Naturwissenschaften häufig dadurch verdeckt, daß "man nur die Argumente (diskutiert), die für die Theorie sprachen, die letzten Endes den Sieg davon trug. Der Sauerstoff, so lesen wir, konnte die Gewichtsverhältnisse (bei chemischen Reaktionen) erklären, das Phlogiston nicht; doch man erfährt nichts von den Stärken der Phlogistontheorie und den Schwächen der Sauerstofftheorie. Vergleiche zwischen der

³² Th. S. Kuhn (1973), S. 422/423.

³³ K. R. Popper (1945), Bd. II, Kap. 14, S. 293. - Zu den Werten der Wissenschaft siehe auch P. F. Schmidt (1959).

Ptolemäischen und der Kopernikanischen Theorie gehen ebenso vor."³⁴ Und ähnlich verhält es sich mit "den berühmten experimenta crucis: Foucaults Pendelversuch, der die Erddrehung zeigt; Cavendishs Nachweis der Massenanziehung; Fizeaus vergleichende Messung der Schallgeschwindigkeit in Wasser und Luft."³⁵

Was die Wahl zwischen konkurrierenden Theorien letztlich so schwierig macht, ist die Tatsache, daß in jedem Fall zu entscheiden ist, welchem der Werte (Tatsachenkonformität, Widerspruchsfreiheit etc.) der Vorzug zu geben ist und daß es kaum eine Theorie gibt, die einem die Entscheidung in dem Sinne abnimmt, daß sie allen Werten zugleich gerecht wird. Damit aber kommen unverhohlen wieder die Wertungen aus dem Entstehungszusammenhang der Theorien zu ihrem Recht. Denn auf welcher anderen Grundlage sollte man seine individuelle Wahl treffen und "rechtfertigen" können, wenn nicht auf der, daß die Werte entsprechend den Motivationen und Wertungen zu gewichten sind, die bei der Aufstellung der Theorien ausschlag-

³⁴ Th. S. Kuhn (1973), S. 430; siehe auch ebd., S. 424 f.

³⁵ Ebenda, S. 429. Kuhn schreibt: "Diese Experimente ... sind Beispiele für die allerwirksamste Argumentation, die einem Wissenschaftler zur Verfügung steht, wenn er sich fragt, welcher von zwei Theorien er sich anschließen soll. Doch historisch haben sie noch eine andere gemeinsame Eigenschaft. Als sie ausgeführt wurden, waren alle Wissenschaftler bereits von der Richtigkeit der Theorie überzeugt, für die das Ergebnis heute als Beweis genommen wird. Diese Entscheidung war jeweils schon lange vorher aufgrund einer wesentlich weniger eindeutigen Beweislage gefallen. Die beispielhaften experimenta crucis, von denen die Philosophen immer wieder sprechen, wären historisch für die Theoriwahl nur dann von Bedeutung gewesen, wenn sie unerwartete Ergebnisse gehabt hätten. Als Demonstrationsbeispiele verleihen sie der Wissenschaftspädagogik die nötige Einfachheit, aber über die Wahl, die die Wissenschaftler tatsächlich treffen müssen, geben sie kaum einen Aufschluß."

gebend waren?³⁶ Dies ist zweifellos eine Subjektivität auf einem hohen Niveau; mit Kuhn sehe ich aber auch keinen Weg, wie sie zu umgehen wäre.

³⁶ Vgl. Th. S. Kuhn (1973), S. 426 f.

Viertes Kapitel

EINE THEORIE DER GELTUNG

=====

Wie wir im zweiten Kapitel gesehen haben, klärt uns die Analyse der begrifflichen Seite der Werturteile nicht über die Geltungsfrage auf. Von keiner möglichen Bedeutung eines Wertwortes läßt sich sagen, daß nach der Logik der Sprache der Moral nur diese eine und keine andere Bedeutung begrifflich in "gut" (oder "gerecht" etc.) bereits enthalten sei, und deshalb verfügen wir auch über kein analytisches Wissen, mit dem sich bequem über die Wahrheit oder Falschheit eines Werturteils befinden ließe. Im Gegensatz zu den Naturalisten sind wir gezwungen, nach einer eigenen Theorie der Begründung zu suchen.

Eine solche Theorie der Begründung oder Geltung möchte ich hier vorlegen. Der Witz meiner Argumentation besteht dabei darin, daß ich mit der herkömmlichen Vorstellung breche, Werturteile ließen sich nur im Rückgang auf letzte Prinzipien bzw. oberste normative ethische Prämissen rechtfertigen. Wenn dem tatsächlich so wäre, dann hätte Max Weber recht, und wir würden nolens volens beim Dezisionismus landen. Zuallererst gilt es deshalb, mit einem Irrtum aufzuräumen, den man in Anlehnung an Gilbert Ryle die "intellektualistische Legende" nennen könnte.

1. Die intellektualistische Legende

In seinem Hauptwerk The Concept of Mind¹ tritt G. Ryle der Auffassung entgegen, intelligentes Handeln

¹ Siehe G. Ryle (1949), insbes. Kap. 2.

bestünde aus einem Akt mit Überlegung: wer intelligent handelt, denkt, bevor er handelt. Ganz analog läßt sich die intellektualistische Legende für wertendes Urteilen wie folgt formulieren: Wer moralisch oder außermoralisch urteilt, denkt, ehe er etwas sagt; er zieht gewisse Regeln, Maßstäbe oder Prinzipien zu Rate, er wendet sie auf die zu beurteilende Sache an, und er leitet daraus schließlich ein Werturteil ab. Ein Werturteil fällen, heißt nach der intellektualistischen Legende intellektuell tätig sein.

Ich halte diese Theorie aus mehreren Gründen für irreführend. Gehen wir die Gründe der Reihe nach durch. Der erste und simpelste Einwand lautet: Wenn man wertend nur urteilen könnte, wenn man denkt, könnte man niemals wertend urteilen, ohne daß man denkt. Und das ist falsch. Wer denkt, braucht Zeit, und wer denkt, weiß, daß er denkt; in den wenigsten Fällen können wir uns aber entsinnen, beim Füllen eines Werturteils (im moralischen wie außermoralischen Sinn) nachgedacht zu haben. Quines Word and Object und Wittgensteins Philosophische Untersuchungen nennen wir Meisterwerke wissenschaftlicher Prosa, Mozart wie Bach halten wir für musikalische Genies und den Urteilsspruch eines Gerichts oder eine politische Ordnung nennen wir gerecht oder ungerecht, ohne uns die Zeit zu nehmen, darüber nachzudenken. Das Urteil drängt sich uns beim Lesen und Hören und vor dem Hintergrund unseres Wissens einfach auf.

Das Gegenargument des Intellektualisten liegt auf der Hand; er wird mit dem Hinweis auf die sprichwörtliche "Schnelle des Gedankens" parieren. Zweierlei ist damit gemeint: (1) Denkaktes können sich nahezu unmerklich vollziehen; und (2) wer wertend urteilt, denkt nicht lange, vorausgesetzt er hat darin Übung und Erfahrung.

Das erste Argument des Intellektualisten ist fadenscheinig. Was heißt schon "nahezu unbemerkt"? Entweder man denkt und überlegt und ist sich dessen nicht bewußt - dann fragt es sich, wie der Intellektualist zu seiner Behauptung kommt? Oder Denkakte vollziehen sich in Bruchteilen von Sekunden, und es fragt sich, wie kann das geschehen? - Wesentlich interessanter ist das "Erfahrungs/Übungs-Argument". Hier wird angedeutet, daß in einem zu beurteilenden Fall nicht (lange) überlegt zu werden braucht, weil wir uns schon einmal über einen ähnlichen Fall den Kopf zerbrochen haben. So wie wir vielleicht wissen, daß 2 mal 2 gleich 4 ist (ohne daß wir nachrechnen müßten), wissen wir, daß dieses oder jenes Wertprädikat angebracht ist, weil wir das kleine und das große Einmaleins der guten Dinge und Handlungen hersagen können.

Damit komme ich zu meinem zweiten Einwand. Wenn es wahr ist, was der Intellektualist behauptet, dann müßte jedermann, der vorgibt zu wissen, daß das und das gut, gerecht oder meisterhaft ist, in der Lage sein, die Maßstäbe und Regeln anzugeben, die seinem Werturteil zugrundeliegen. Er ist es nicht! Man gehe einmal aus seiner Studierstube heraus und frage den Mann auf der Straße, warum er die Nase rümpft, wenn in der Zeitung steht: "Der Kapitän verließ als erster das sinkende Schiff"? Die Antwort wird tautologisch sein: "Es gehört sich nicht, weil es sich nicht gehört!"

Der Intellektualist wäre kein Intellektualist, wenn ihm nicht hierzu etwas einfiele. Sein Gegenargument lautet: X, Y, Z haben die Regeln und Maßstäbe für gutes Benehmen, zur Beurteilung von Prosa oder Tennisspielern ebenso blind gelernt, wie sie gelernt haben, 2 und 2 zu multiplizieren oder daß $A \neq B$ sein kann, ohne daß sie die Axiome und Prinzipien hierfür angeben

können müßten. Wenn X, Y oder Z das kleine und das große Einmaleins der guten Dinge und Handlungen beherrschen, so verdanken sie das denen, die vor ihnen für sie gedacht haben - die entsprechenden Regeln, Maßstäbe und Prinzipien entdeckt und niedergeschrieben haben.

Dies fordert unseren dritten Einwand heraus. Ich behaupte schlicht und einfach: So wie niemand auf Adam Riese oder das Organon des Aristoteles zu warten brauchte, um rechnen oder logisch denken zu können - so wenig hat man auf erste Stilfibeln und Kochbücher gewartet, um etwas von guter Prosa oder guter Küche zu verstehen, und wir haben nicht auf die Utilitaristen oder auf Immanuel Kant gewartet, um moralisch urteilen zu können ...

"Jetzt," wird der Intellektualist sagen, "ist die Katze endlich aus dem Sack," und wird zum Gegenangriff übergehen. Seine Immunisierungsstrategie, auf die ich schon lange gewartet habe, lautet: Nicht das, was Krethi und Plethi für gut befinden, ist wirklich gut, sondern das, was weise Philosophen und gelehrte Männer dazu zu sagen haben. Oder weniger respektvoll (oder respektlos) ausgedrückt: Nur der kann sicher sein, ein zuverlässiges Werturteil (im moralischen wie außermoralischen Sinn) abzugeben, der sich der intellektualistischen Pflichtübung unterzieht.

Dazu kann ich in einem vierten Einwand nur sagen: Beckmesser sang nach allen Regeln der Kunst und verlor trotzdem im Wettstreit mit Walther von Stolzing! Hätten Beethoven oder Bach auf die Schulmeister von Kontrapunkt oder Harmonielehre gehört, wären sie nur Handwerker ihres Fachs geblieben, und ein Tennisspieler, der korrekt nach den Regeln des Tennisspiels zu spielen weiß, darf sich noch lange keinen guten Tennisspieler

nennen ... In Wirklichkeit verhält es sich nämlich so: Zuerst lernen wir im Umgang mit den Dingen und den Menschen, die Spreu vom Weizen zu scheiden, und erst dann werden vielleicht Lehrbücher geschrieben bzw. machen wir uns bewußt, wo die Unterscheide liegen.

Kommen wir aber noch einmal auf die Moral zurück. Ich gebe ein offenes Geheimnis preis, wenn ich ver-rate, daß weder die utilitaristischen Prinzipien noch der kategorische Imperativ noch Hares Goldene-Regel-Test oder das Verallgemeinerungs-Argument von M. G. Singer so viel selektive Kraft haben, um eine rational entscheidbare, eindeutige Antwort auf die Frage zu geben: "Was sollen wir tun?" - Um ganz genau zu sein: Der hedonistische Kalkül stellt kein Kriterium für Moralität dar, weil sich Lust und Unlust nach Quantität und Qualität nicht so bilanzieren lassen, daß unterm Strich ein klares Ergebnis stünde² (ganz abgesehen davon, daß das Kalkulationsverfahren mit dem utilitaristischen Prinzip eine inhaltliche Annahme macht, die es erst selbst zu beweisen gilt); und der kategorische Imperativ versagt, weil er keine inhaltliche Annahme macht, und wenn er eine macht, kein kategorischer Imperativ mehr ist.³

Der vierte und letzte Einwand gegen die intellektualistische Legende läßt sich deshalb in Sonderheit

² Siehe dazu O. Höffe (1979 b), insbes. S. 131 - 141.

³ Siehe und vgl. dazu auswahlweise: G. W. F. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts (1821), § 33; A. Schopenhauer (1840), v. a. § 7; A. Ross (1933), Kap. VIII, 2 d (insbes. S. 315 f.); J. Ebbinghaus (1948) und (1959); N. Hoerster (1974 a); O. Höffe (1979 a) und R. Wimmer (1980), § 1.3.7 und § 3.3. Zur Kritik an R. M. Hare (1963 b), Kap. 6 und 8, M. G. Singer (1961) und auch O. Schwemmer (1973) siehe N. Hoerster (1971), S. 52 ff. und (1974 b), R. Wimmer (1976) und (1980), § 3.2, R. Hegselmann (1979), Kap. 3, und M. Schwab (1975).

auch so formulieren: Wenn es wahr wäre, daß moralisch urteilen intellektuell tätig sein heißt, dann muß man auch verlangen können, daß sich die intellektuelle Anstrengung lohnt. Aber sie lohnt sich nicht. Die rationalistisch-kritizistischen (Meta-)Ethiken können uns bei der Lösung unserer moralischen Probleme nicht helfen und noch weniger können wir dies von der Regel erwarten, die der Mann auf der Straße gegebenenfalls herzusagen weiß. Die Regel "Was du nicht willst, daß man dir tu", das füg' auch keinem anderen zu" hielten bereits die Philosophen für verbesserungsbedürftig. In den Fällen, in denen wir in der Tat nachdenken und Überlegen müssen, wird uns deshalb das Versagen der intellektualistischen Theorie der Begründung um so schmerzlicher bewußt.

Vier solcher Fälle lassen sich ausmachen:

- (1) Eine wertend zu beurteilende Sache oder Situation ist vollkommen neu für uns.
- (2) Wir wissen nicht, welchem Werturteil wir Priorität einräumen sollen.
- (3) Ein Werturteil erscheint uns so plausibel wie das andere.
- (4) Werturteile widersprechen einander.

2. Zwei Weisen der Erkenntnis?

Die Kritik an der intellektualistischen Legende verlangt nach einer positiven Lösung des Geltungsproblems. Um den Begriff von Erkenntnis hier einführen zu können, um den es mir geht, muß ich etwas weiter ausholen dürfen.

Beobachtungssätze sind bekanntermaßen die Basis erfahrungswissenschaftlicher Theorien. Stellt man die intellektualistische Theorie der Geltung von Werturteilen vom Kopf auf die Füße, so sind nicht die Prämissen (Regeln, Prinzipien), sondern die Konklusionen

rechtfertigende Instanz. Präziser formuliert: Aus einer Prämissenmenge oder normativ-ethischen Theorie müssen sich Werturteile als überprüfbare Folgerungen ableiten lassen können, wenn es eine Alternative zur intellektualistischen Legende geben soll. Wie aber können Werturteile analog zu den Beobachtungssätzen der Erfahrungswissenschaften Beobachtungssätze sein?

Zwei Gründe scheinen von vorneherein dagegen zu sprechen: Erstens sind Werturteile prädikative Aussagen, die sich nicht auf beobachtbare Eigenschaften oder Relationen beziehen; und zweitens stimmen die Menschen in ihren Werturteilen oft nicht überein. Das erste Argument war den Intuitionisten Grund genug, um neben der Erfahrungserkenntnis eine eigene Art der Werterkenntnis, die (moralische) Intuition, zu postulieren. Das zweite Argument haben die Nonkognitivisten zum Anlaß genommen, um gegen die Intuitionisten und gegen jede Annahme einer Erkenntnis in der Ethik zu Felde zu ziehen.⁴

Schließen wir uns zunächst der Kritik am Intuitionismus an. Ebenso wenig wie die Nonkognitivisten glaube ich an eine Erkenntnisweise im Sinne eines sechsten, moralischen Sinns. Wäre dem anders, so wäre es an den Intuitionisten, entweder zu erklären, warum man sich über eine zu beurteilende Situation faktisch völlig einig sein kann und trotzdem moralisch verschiedener Meinung ist, oder aber anzugeben, wo die Grenze zwischen einer intuitiven Erkenntnis und einem irrigen Evidenzerlebnis liegt. Beides waren die Intuitionisten nicht in der Lage zu leisten. Etwas intuitiv als "gut" oder "gerecht" zu erkennen, heißt meines Erachtens deshalb nicht mehr, als daß wir unsere Wertbegriffe

⁴ Siehe R. M. Hare (1952), S. 101 ff. und S. 207.

gewohnheitsmäßig verwenden, ohne uns darüber im klaren zu sein, welche Voraussetzungen sie in sich bergen. Und das gilt natürlich nicht nur für moralische Prinzipien oder normativ-ethische Sätze von (ewiger) Dauer, sondern auch für Werturteile im Sinne von Situationssätzen.⁵

Der Intuitionismus hat auf der Geltungsseite ebenso versagt wie auf der begrifflichen Seite der Werturteile. Haben deshalb aber schon die Nonkognitivisten recht? - Soeben war von den Wertbegriffen und den Voraussetzungen die Rede, die sie in sich bergen. Damit ist nichts anderes gemeint, als daß Werturteile zum theoretischen Teil der Sprache gehören (so wie ich das in Kap. II, Abschnitt 3 B des langen und breiten erörtert habe). Ein Werturteil fällen, heißt nicht mehr und nicht weniger, als eine Situation im Licht der Theorien zu "sehen", mit deren Hilfe man sich einen Begriff von "gut", "gerecht" etc. gemacht hat.

Gehen wir jetzt noch einen Schritt weiter und reservieren den Werturteilen einen Platz am Beobachtungs-Ende der Sprache. Dazu muß klar sein, was mit "beobachtbar" gemeint sein kann. N. R. Hanson ist dieser Frage nachgegangen⁶, und er glaubt, herausgefunden zu haben, daß wir (bei gleichem visuellen Reiz) die Dinge als das

⁵ Die Terminologie zur Unterscheidung zwischen Sätzen von Dauer (oder bleibenden Sätzen) und Situationssätzen (oder Gelegenheitssätzen) habe ich W. V. O. Quine (1960), S. 74 f. und (1974), S. 64 f. und S. 94 f., entlehnt. Beispiele für normativ-ethische Sätze von (ewiger) Dauer wären: "Die Würde des Menschen ist unverletzlich", "Die Freiheit ist das höchste Gut", "Einen Menschen zu töten, ist schlecht", "Versprechen soll man halten". Mit diesen Sätzen verhält es sich wie mit den Sätzen: "Das Gras ist grün", "Der Schnee ist weiß", "Schweine sind gute Futterverwerter", "Alle Menschen sind sterblich". Im einen wie im anderen Fall abstrahieren wir von den besonderen Umständen (sehen davon ab, daß das Gras auch gelb, einen Menschen zu töten, auch angebracht sein kann) und zielen auf die allgemeine Natur der Sache. Bei den Situationssätzen dagegen stellen wir die besonderen Umstände in Rechnung.

sehen, wofür wir sie halten: "Du siehst (im Vexierbild!) einen Vogel, ich sehe eine Antilope; der Physiker sieht eine Röntgenröhre, das Kind eine komplizierte Glühbirne; der Mikroskopiker sieht coelenterata mesoglea, sein Schüler eine klebrige, formlose Masse, Tycho und Simplicius sehen eine bewegliche Sonne, Kepler und Galilei eine ruhende."⁷

Hansons Kritik gilt der empiristischen Wahrnehmungstheorie, und er kritisiert an ihr die Vorstellung vom Wahrnehmen und Beobachten als einem bloßen passiven Rezipieren von Gegebenem. Hanson und, im Anschluß an Hanson, Th. S. Kuhn⁸ halten dem entgegen: Beim Sehen und Wahrnehmen handelt es sich um einen komplizierten Vorgang im Nervensystem des Beobachters, bei dem Sinnesreize (Stimuli) erst vor dem Hintergrund eines stillschweigenden Wissens zu einem (Sinnes-) Datum verarbeitet werden können. Kurz: Was als beobachtbar oder als in der Erfahrung gegeben gilt, "variiert mit der Größe der betrachteten Gemeinschaft."⁹

Th. S. Kuhn schreibt: "In dem Ausmaß, in dem Individuen zur selben Gruppe gehören und deshalb gemeinsame Erziehung, Sprache, Erfahrung und Kultur haben, können wir sehr wohl annehmen, daß ihre Empfindungen dieselben sind. Wie sonst könnte man den Reichtum ihrer Kommunikation und die Gemeinsamkeit ihrer Reaktionen auf die Umwelt verstehen? Sie müssen Dinge auf

⁶ Siehe N. R. Hanson (1958), Chap. I. Vgl. auch L. Wittgenstein (1947/49), Teil II, Abschnitt XI, S. 503 f.

⁷ Ebd., S. 17 (zitiert nach der dt. Übersetzung bei P. K. Feyerabend (1981), S. 155).

⁸ Siehe Th. S. Kuhn (1962), Kap. X; (1969), S. 203 ff.; und (1974), S. 403 ff.

⁹ W. V. O. Quine (1969 a), S. 122.

ganz ähnliche Weise sehen und Reize auf ganz ähnliche Weise verarbeiten. Wo aber die Differenzierung und Spezialisierung von Gruppen anfängt, gibt es keinen ähnlichen Beweis für die Unveränderlichkeit von Empfindungen."¹⁰ Und Quine fügt hinzu: "Was des einen Beobachtung ist, ist des anderen Buch mit sieben Siegeln oder Phantasiegebilde. Der Begriff der Beobachtung als der unvoreingenommenen und objektiven Datenquelle für die Wissenschaft ist korrupt."¹¹

Die Konsequenzen einer solchen naturalisierten Erkenntnistheorie sind klar: Zum einen wirft sie das Zweisprachenmodell der Empiristen um; und zum anderen bringen wir jetzt auch die Werturteile (als Situationssätze) in der Beobachtungssprache unter. Die Voraussetzung oder der theoretische Gehalt von Wertbegriffen ist nämlich nichts anderes als ein stillschweigendes Wissen aus normativ-ethischer Sicht.

In bezug auf das Lernen der Sprache der Moral haben wir das immer schon gewußt.¹² Wir lernen Werturteile anzuwenden ebenso im Zusammenhang mit geeigneten Reizsituationen - durch das Zeigen auf gute oder gerechte Episoden - wie wir "rot", "Haus" oder "Röntgenröhre" durch Hinweise lernen. Analog zu den (empirischen) Beobachtungssätzen können wir deshalb sagen: der Beobachtungssatz oder Situationssatz in der Sprache der Moral¹³ ist der Eckpfeiler der Semantik. Für das

¹⁰ Th. S. Kuhn (1969), S. 205. Siehe und vgl. dazu auch B. L. Whorf (1956), S. 20 und passim; und A. Schaff (1964), insbes. Kap. III.

¹¹ W. V. O. Quine (1969 a), S. 122. Siehe und vgl. dazu auch K. R. Popper (1972), S. 77 und passim, und (1968), S. 165.

¹² Siehe oben Kap. I, Abschnitt 2.

¹³ Um Verwechslungen zu vermeiden, reserviere ich im folgenden den Begriff des Situationssatzes für normativ-ethische Beobachtungssätze.

Lernen der Bedeutung von Wertwörtern sind Situations-
sätze fundamental.¹⁴

Wie sieht das aber aus erkenntnistheoretischer Sicht aus? Können wir uns über den Wahrheitswert eines Situationssatzes in dem nämlichen Sinne einig werden wie über den Wahrheitswert eines Beobachtungssatzes? Diese Frage bringt noch einmal das ad-libitum-Argument der Emotivisten auf den Plan. Keine Tatsache, so behauptet der Emotivismus, legt uns in einem mehr als psychologischen Sinne auf ein bestimmtes Werturteil fest. Und ich gebe das zu. Nur braucht uns das nicht weiter zu stören: schließlich legen uns ja auch Sinnesreize (wie wir gesehen haben) auf kein bestimmtes empirisches Datum fest. Sätze lassen sich nur durch Sätze begründen, und ein Wahrnehmungserlebnis kann einen Beobachtungssatz ebensowenig begründen "wie ein Faustschlag auf den Tisch".¹⁵

Nehmen wir deshalb die Situationssätze der Ethik ebenso ernst wie die Beobachtungssätze der Erfahrungswissenschaft, und sehen wir sie in keinem anderen erkenntnistheoretischen Licht. Es ist wahr: die logischen Verhältnisse zwingen uns nicht, einen bestimmten Situationssatz als wahr oder falsch anzuerkennen. Die logischen Verhältnisse zwingen uns aber auch nicht, "bei bestimmten ausgezeichneten Beobachtungssätzen stehenzu-

¹⁴ Darüber hinaus kann man annehmen, daß sich das Erlernen der Sprache der Moral auf der Grundlage vergleichbarer angeborener Strukturen der Qualitätengliederung vollzieht, wie dies Quine (1969 b) und N. Chomsky für die natürliche Sprache angenommen haben. Einen ersten empirischen Beweis dafür scheint mir J. Piaget (1932) geliefert zu haben.

¹⁵ Zu diesem wichtigen Punkt siehe und vgl. K. R. Popper (1934), S. 17 und Abschnitt 29, S. 71; und I. Lakatos (1970 a), Abschnitt 2 a, S. 97.

bleiben und gerade diese anzuerkennen oder aber die Prüfung aufzugeben."¹⁶ So wie jeder Beobachtungssatz neuerdings durch Deduktion anderer Beobachtungssätze überprüft werden kann, findet auch die Überprüfung von Situationssätzen niemals ein "natürliches" Ende: "Wenn wir ein Ergebnis erzielen wollen, bleibt uns also nichts anderes übrig, als uns an irgendeiner Stelle für (vorläufig) befriedigt zu erklären."¹⁷

Unsere Theorie der Geltung normativ-ethischer Aussagen steht jetzt auf den Füßen - und sie steht auf Füßen, die einer Logik der Forschung angemessen sind. So wie es keine schlechthin objektive Basis der Erkenntnis in der Erfahrungswissenschaft gibt ("alle Erkenntnis ist theoriegetränkt, auch unsere Beobachtungen"¹⁸), so gibt es auch keine schlechthin objektive Basis der Erkenntnis für die Ethik. Mit Popper können wir sagen: "Die Basissätze werden durch Beschluß, durch Konvention anerkannt, sie sind Festsetzungen."¹⁹ Wir kommen Überein, einen Basissatz (Beobachtungssatz wie Situationssatz) für wahr zu halten, wenn wir keine Gründe mehr sehen, an ihm zu zweifeln, aber wir haben keine Gewähr dafür, daß es so ist.

3. Der Charakter normativ-ethischer Theorien

Es gibt eine Entschuldigung für die Philosophie - eine apologia pro vita sua -, die besagt, daß wir

¹⁶ K. R. Popper (1934), S. 69. (Ich habe hier nur - um Verwirrung zu vermeiden - den von Popper benützten Begriff der "Basissätze" durch die synonyme Bezeichnung "Beobachtungssätze" ersetzt.)

¹⁷ Siehe und vgl. dazu K. R. Popper (1934), S. 69/70. Siehe und vgl. dazu auch W. Stegmüller (1969), Kap. III, insbes. S. 326 - 355.

¹⁸ K. R. Popper (1972), S. 85 und passim.

¹⁹ K. R. Popper (1934), Abschnitt 30, S. 71.

kritisch philosophieren müssen, weil wir (ob wir es wissen oder nicht) alle Philosophen sind. Eine ähnliche Entschuldigung habe ich für die wissenschaftliche Ethik.

Unsere Alltagssprache ist voll von Werturteilen, in den allerwenigsten Fällen sind wir uns aber bewußt, daß es sich dabei um theoriebeladene Sätze handelt. Wer ein Werturteil fällt, hängt (stillschweigend) einer normativ-ethischen Theorie an, und wer ein Werturteil übernimmt, übernimmt eine normativ-ethische Theorie, ohne daß er es weiß. Und genau darin besteht meine Entschuldigung für die Ethik. Ihre Aufgabe ist es, eine Explikation unserer Werturteile anzubieten: indem sie den Schleier über den Werturteilen lüftet und die normativ-ethischen Theorien einer kritischen Überprüfung unterwirft, macht sie unser ungenaues Alltagswissen zu einem wissenschaftlich fundierten.

Was sind normativ-ethische Theorien? - Entstehungsgeschichtlich betrachtet, sind sie freie Schöpfungen des menschlichen Geistes. Ein Kind, das ein Werturteil hört, macht sich seinen Reim darauf, indem es induktiv auf ein allgemeines Gesetz des Sprachverhaltens schließt. Genauso verfährt der Ethiker. Um entdecken zu können, was die moralische Welt im Innersten zusammenhält, wird er Umwege und Irrwege gehen müssen, die den Umwegen und Irrwegen eines Menschen vergleichbar sind, ehe er erwachsen wird. Hier wie dort geht es nicht ohne Blessuren, Prellungen und Frustrationen ab.

Logisch betrachtet, sind normativ-ethische Theorien deduktive Aussagensysteme. Eine normativ-ethische Theorie besteht in ihrem Kern aus einer Hauptregel - einer Annahme über ein allgemeines (moralisches oder außermoralisches) Gesetz - und aus mehreren Zusatzregeln, den Reichweite-, Relevanz- und Prioritätsregeln, die sich wie ein schützender Gürtel um die Hauptregel legen. Die

Hauptregel formuliert ein allgemeines Gesetz (z. B. "Es ist unrecht zu töten" oder "Eine gerechte Gesellschaftsordnung läßt ihren Mitgliedern die Möglichkeit offen, zwischen verschiedenen Lebensformen zu wählen"). Die Reichweiterregeln legen die Bedingungen fest, unter denen ein solches Gesetz gelten soll. Die Tatsachen, die sich als gute Gründe für ein solches Gesetz anführen lassen, weisen die Relevanzregeln aus. Und die Prioritätsregeln geben an, warum diesen Tatsachen den Tatsachen, die dagegensprechen, Vorrang einzuräumen ist.

Mit anderen Worten, eine normativ-ethische Theorie besteht aus einer Reihe von Zuordnungsregeln, die empirische Feststellungen mit generellen Wertaussagen verbinden und aus denen sich - wie aus Schlußregeln - schließlich ein singuläres Werturteil ableiten läßt.²⁰

Von einem methodologischen Standpunkt aus müssen wir nun fordern können, daß sich normativ-ethische Theorien an der Wirklichkeit bewähren oder zumindest an ihr scheitern können, wenn sie wahr oder falsch sein sollen. Für ein solches Tribunal kommen nur die Situationssätze in Frage - welche Wirklichkeit aber beschreiben sie ihrerseits?

Popper reißt noch einmal eine Kluft zwischen Tatsachenaussagen und Werturteilen auf, indem er sie vor den Hintergrund von Natur und Konvention stellt.²¹ Ein "Naturgesetz" - so Popper²² - "beschreibt eine

²⁰ Es ist klar: je allgemeiner eine normativ-ethische Theorie formuliert ist, je mehr sie nach möglichst umfassenden normativen Gesetzen sucht (wie dies z. B. für den Utilitarismus, den Hedonismus und einige deontologische Theorien zutrifft), desto mehr nimmt die Hauptregel den Charakter einer Bedeutungsgebung für Wertwörter an. (Vgl. dazu oben Kap. II, Abschn. 4.)

²¹ Siehe K. R. Popper (1945), Bd. I, Kap. 5. Vgl. auch K. R. Popper (1962 b), S. 383 ff., und (1974), S. 1155 - 1159.

²² K. R. Popper (1945), Bd. I, Kap. 5, S. 91.

strikte, unveränderliche Regelmäßigkeit, die entweder tatsächlich in der Natur besteht (in diesem Fall ist das Gesetz ein wahrer Satz) oder nicht besteht (in diesem Fall ist es falsch)." Ein normatives Gesetz dagegen "... kann vom Menschen durchgesetzt werden. Es kann auch geändert werden. Wir können es gut oder schlecht, richtig oder unrichtig, annehmbar oder unannehmbar nennen. Aber 'wahr' oder 'falsch' ist es nur in einem metaphorischen Sinn, denn es beschreibt keine Tatsache, sondern legt Richtlinien für unser Verhalten fest."²³

Es wäre ein leichtes, auf diese "realistische" Position mit einer konventionalistischen oder instrumentalistischen Deutung der Naturgesetze zu antworten. Folgt man dem wissenschaftstheoretischen Konventionalismus²⁴, so liefern die sog. Naturgesetze gar keine Beschreibung der Wirklichkeit. Vielmehr sind wir es, die der Natur (in einem Kant'schen Sinne) durch die ordnende und konstruierende Tätigkeit unseres Verstandes die Gesetze aufprägen: Die Naturgesetze sind nichts weiter als begriffliche Konstruktionen, die nach bestimmten Zweckmäßigkeitserwägungen eingerichtet werden, und sie sind Instrumente zur Vorhersage von Beobachtungen, in die die Geltung der wissenschaftlichen Gesetze bereits eingebaut ist.²⁵ Aber darauf will ich gar nicht

²³ K. R. Popper (1945), Bd. I, S. 92.

²⁴ Hauptvertreter des Konventionalismus sind die franz. Physiker und Mathematiker H. Poincaré und P. Duhem, der englische Physiker A. Eddington und der dt. Methodologe H. Dingler. Siehe und vgl. dazu auch L. Kolakowski (1966), Kap. VI; A. Schaff (1964), S. 49 - 60; sowie K. R. Popper (1934), Abschnitt 19; und I. Lakatos (1970 b), S. 275 f.

²⁵ L. Kolakowski (1966), S. 159: "Das läßt sich an zahlreichen Beispielen veranschaulichen, die besonders von Duhem und Le Roy angeführt werden. Die Reflexionsgesetze des Lichts beispiels-

hinaus. Vielmehr möchte ich die ontologische Frage vom anderen Ende der Sprache - von ihrem Beobachtungs-Ende - her aufrollen.

Wenn jemand aus dem Fenster blickt und sagt: "Soeben ist die Sonne aufgegangen", so ist das zweifellos ein Beobachtungssatz. Und trotzdem: "Daß die Sonne aufgegangen ist, ist kein Gegenstand, der Strahlen aussendet, die in mein Auge gelangen, ist kein sichtbares Ding wie die Sonne selbst."²⁶ Wenn wir behaupten, der Abstand des Jupiters von der Sonne sei fünfmal so groß wie der Abstand der Erde von der Sonne, so ist das zwar keine beobachtbare, wohl aber eine feststellbare Sache; aber gibt es überhaupt so etwas wie ein "Fünfmalsogroßsein"?

Wir haben uns angewöhnt, Dinge, die man wahrnehmen kann, für existent zu halten und alles andere aus dem Bereich der Wirklichkeit zu streichen. Aber genau genommen, kommen wir nicht einmal damit durch. Ob es Häuser, Tische und Froschschenkel gibt oder nur Sinnesdaten, das ist eine Frage, die in der Geschichte der Philosophie schon viel Staub aufgewirbelt hat. Esse est percipi ("Sein ist Wahrgenommensein") lautet Berkeleys Formel für den Idealismus - die idealistische Position läßt sich jedoch ebensowenig beweisen wie der Realismus unwiderlegbar ist.²⁷

weise untersucht man mit Hilfe von Flachspiegeln, aber bei der Herstellung dieser Spiegel setzt man diese Gesetze bereits als gültig voraus. Um die Angaben eines Thermometers abzulesen, muß zuvor das gleichmäßige Ausdehnungsvermögen der Körper durch Wärme vorausgesetzt werden, diese Überzeugung liegt nämlich dem Funktionieren des Thermometers zugrunde; um jedoch die gleichmäßige Ausdehnbarkeit durch Wärme festzustellen, bedarf es des Thermometers ..."

²⁶ G. Frege (1918), S. 33.

²⁷ Vgl. dazu auch K. R. Popper (1972), S. 50 ff.

Ich bin nun meinerseits nicht für eine aufgeblähte Ontologie, und deshalb neige ich auch nicht dazu, hier einen Wertplatonismus zu vertreten. Ich halte die Frage, ob es Werte als ideale Wesenheiten gibt, für ebenso müßig wie die Frage, ob es Körper, Tatsachen, Zahlen, Eigenschaften oder Klassen gibt. Und ebenso müßig scheint mir die Frage zu sein, ob "gut" im Unterschied zu "grün" auf eine nicht-natürliche Eigenschaft verweist. Bertrand Russell hat ein Verfahren entwickelt, mit dem sich solche Fragen elegant umgehen lassen.²⁸ Dieses Verfahren (in der verallgemeinerten Fassung von W.V.O. Quine²⁹) möchte ich kurz skizzieren.

Den Anstoß zu Russells Aufsatz "On Denoting" gab das uralte Problem, wie wir sinnvoll über etwas sprechen können, mit dem wir gleichwohl keine Bekanntschaft haben. Ist der Satz "Engel gibt es nicht" nicht widersprüchlich und unsinnig in der Weise, daß wir hier über etwas reden, von dem wir andererseits behaupten, daß es dieses Etwas nicht gibt? Denn wenn es Engel nicht gibt, dann sprechen wir über nichts, dann können wir aber auch nicht leugnen, daß es dieses Nicht-Sein nicht gibt, denn eine doppelte Verneinung ist eine Bejahung. Also müßte es Engel geben.

Dieser Eindruck besteht jedoch nur so lange, wie wir Worte im platonistischen Sinn als Namen von etwas auffassen. Die Schwierigkeit verschwindet sofort, wenn man mit Russells Kennzeichnungstheorie einen Ein-Wort-Namen in eine Kennzeichnung übersetzt. Statt zu sagen "Engel gibt es nicht", können wir sagen: "Es ist nicht der Fall, daß es jemanden (oder genauer: etwas) gibt, das ein Engel ist und nichts sonst ein Engel ist".

²⁸ Siehe B. Russell (1905).

²⁹ Siehe W.V.O. Quine (1948).

Wörter wie "etwas", "jemand", "niemand", "alles", "nichts" erheben nicht den Anspruch, Namen für bestimmte Entitäten zu sein, und deshalb gibt es hinsichtlich der Kennzeichnungen "keine Probleme mehr mit dem Zusprechen oder Absprechen von Sein."³⁰

In analoger Weise lassen sich alle Prädikationen ontologisch entlasten. Wir sind nicht mehr gezwungen, für "rot", "Mensch", "Haus", "gut", "gerecht", "größer als" existierende Wesenheiten, Eigenschaften oder Relationen anzunehmen, um einen Prädikatausdruck sinnvoll verwenden zu können. Prädikate, die das Vorliegen von Eigenschaften zu behaupten scheinen ("ist rot", "ist gut", "ist ein Mensch") brauchen keineswegs als Namen (etwa für Röte, Gutsein oder Menschsein) gedeutet zu werden. Es genügt anzuerkennen, daß sich Eigenschaften bestimmten Objekten zuschreiben oder absprechen lassen und daß wir, um die Bedeutung eines Prädikatausdruckes zu verstehen, gelernt haben, wann er anzuwenden ist und wann nicht.

Zweifellos hat sich damit das ontologische Problem nur verschoben. Die ganze Last der Seinsfrage liegt jetzt auf den Pronomina, auf Wörtern wie "etwas", "nichts", "niemand", "jemand", "das", "dies" oder "alles" - oder (ganz einfach) auf der gebundenen Variablen "es gibt". Hier aber braucht uns das weitere Schicksal der Ontologie schon nicht mehr zu interessieren: Nur durch den Gebrauch von gebundenen Variablen legen wir uns ontologisch fest³¹; in allen anderen Fällen kommen wir für die Wahrheit oder Falsch-

³⁰ W. V. O. Quine (1948), S. 14.

³¹ Siehe W. V. O. Quine (1948), S. 19. Vgl. dazu auch R. Geuss (1975).

heit einer Aussage auch ohne Existenzannahmen aus.³²

Wie steht es nun um den Gegensatz zwischen Natur und Konvention? Sind Werturteile Artefakte, Produkte menschlicher Satzung? - Auf einen knappen Nenner gebracht, läßt sich sagen: Das, was wir für "Natur" halten, ist ebenso abhängig von dem, worauf zu blicken uns unsere visuell-begriffliche Erfahrung gelehrt hat, wie das, was "Konvention" zu sein scheint, uns von unserer menschlichen Natur und der natürlichen Umgebung der Menschen her vorgegeben ist.

Wenn Wüstenbewohner über extrem feine Farbnuancierungen verfügen, Eskimos dreißig Arten von Schnee sehen und zu unterscheiden wissen, Hopi-Indianer alles was fliegt (mit Ausnahme der Vögel) mit einem einzigen Substantiv benennen und Bretonen und Waliser nur ein Wort ("glas") für Blau und Grün kennen - so sind das alles Beispiele dafür, daß wir zur Wirklichkeit keinen anderen Zugang haben als so, wie die Sprache sie uns zuführt. Oder besser noch, es sind Beispiele dafür, "daß die Sprache das Wirklichkeitsbild in dem Sinne 'schafft', daß sie der Wahrnehmung der Welt in der ontogenetischen Entwicklung des Individuums Muster und stereotypische Strukturen aufzwingt, die in der phylogenetischen Erfahrung der Menschheit herausgebildet und durch die immer sprachlich gebundene Erziehung von Geschlecht

³² In der Metaethik hat meines Wissens als einer der ersten Kurt Baier (1958) die ontologische Voraussetzung preisgegeben, nach der eine Wertaussage nur dann eine wahre oder falsche Behauptung sein könne, wenn sie erwiesenermaßen das Vorliegen von Werteigenschaften zum Ausdruck bringt. Im Übrigen stimme ich mit K. Baiers Theorie der Begründung von Werturteilen durch Berufung auf Prinzipien aber nicht überein, da mir der sog. Good-Reasons Approach immer noch zu sehr der intellektualistischen Legende verhaftet ist.

zu Geschlecht weitergegeben wurden."³³ In diesem Sinne ist das Sehen und Wahrnehmen weder ein passives Abbilden noch ein Willkürliches "Schaffen" von Wirklichkeit, sondern ein durch gesellschaftliche Praxis gelenkter Vorgang. Nicht anders aber verhält es sich mit der Moral und den Sitten der Völker.

Nomadisierende Stämme sehen es für gut und richtig an, schwerere Delikte mit dem Tode zu bestrafen; bei den Eskimos ist es üblich, Menschen, die krank und altersschwach geworden sind, durch ihre Kinder töten zu lassen. In beiden Fällen stimmen unsere moralischen Überzeugungen nicht (oder nur zum Teil) mit denen der Nomaden oder Eskimos überein. Und trotzdem sind unsere moralischen Überzeugungen ebenso wie die der Nomaden oder Eskimos keine bloßen konventionellen Übereinkünfte in dem Sinne, daß sie schlicht willkürlich wären. Vielmehr ist zu vermuten, daß die Regeln, die hinter den verschiedenen moralischen Überzeugungen stehen, samt und sonders die gleichen sind und daß die Differenzen lediglich auf die Verschiedenheiten der in Betracht zu ziehenden Tatsachen zurückzuführen sind. Auf Grund ihrer besonderen Lebensumstände können es sich Nomaden eben nicht leisten, zu weniger drastischen Maßnahmen zu greifen, um sich vor Verbrechen zu schützen, und verglichen mit einem qualvollen Siechtum stellt das Töten von Alten und Kranken unter den harten Existenzbedingungen der Eskimos immer noch die bestmögliche Handlung dar, die Kinder ihren Eltern erweisen können.³⁴

Kurz zusammengefaßt: Eher schon offenbaren moralische Regeln und moralische Überzeugungen (sprich:

³³ A. Schaff (1964), Kap. III, Abschnitt 2, S. 142 und passim.

³⁴ Vgl. dazu G. Patzig (1971), Kap. III, S. 80; und R. Ginters (1978), S. 20. (Siehe und vgl. auch oben Kap. II, Abschn. 2, S. 32, und unten Kap. IV, Abschn. 5.)

Situationssätze) eine Regel- und Gesetzmäßigkeit, die der Regel- und Gesetzmäßigkeit von "Naturgesetzen" vergleichbar ist, als daß wir sie als aus der Luft gegriffene menschliche Erfindungen, als bloße Konventionen, abtun dürften.³⁵

4. Eine Methodologie

In den vorangegangenen Abschnitten haben wir Weichen gestellt; in diesem und im folgenden Abschnitt wird es sich zeigen müssen, ob unser Zug auf keinem Abstellgleis eingefahren ist. Die Methodologie, so wie ich sie bislang nur angedeutet habe, lautet: Wir überprüfen normativ-ethische Theorien, indem wir sie der Kritik der Realität aussetzen. Als potentielle Falsifikatoren kommen dafür nur die Situationssätze in Betracht. Die Situationssätze sind es, die darüber entscheiden, ob und inwieweit eine normativ-ethische Theorie als wahr oder falsch bzw. als bewährt und noch nicht widerlegt anzusehen ist.

Dieses Entscheidungsverfahren ist weder neu noch ungewöhnlich. Ich habe es den Wissenschaftstheoretikern abgeschaut, und John Rawls, der 1951 für die Ethik bereits ein ähnliches Verfahren unterbreitet hat, tat

³⁵ Ich weise in diesem Zusammenhang nur noch darauf hin, daß meine Kritik am Popper'schen "Natur/Konvention-Dualismus" nicht meiner konventionalistischen Deutung der Situationssätze (s. o. Kap. IV, Abschnitt 2) widerspricht. Natürlich sind alle unsere moralischen Überzeugungen Konvention (Festsetzung) in dem Sinne, daß wir übereinkommen, sie für wahr zu halten, wenn wir keine Gründe sehen, die dagegen sprechen. In diesem schwachen Sinne von "Konvention" beruhen aber auch die Beobachtungssätze auf Konvention bzw. Festsetzung; meine Argumentation in dem vorliegenden Abschnitt unterstreicht das nur noch einmal. Lediglich Popper scheint sich dessen nicht bewußt gewesen zu sein, daß der (schwache) Konventionalismus der Beobachtungssätze auch einen (schwachen) Konventionalismus auf der theoretischen Ebene, bei der Deutung der sog. Naturgesetze, nach sich zieht. Vgl. dazu K. R. Popper (1934), S. 73/74.

dies seinerseits.³⁶ Unabhängig davon aber läßt sich sagen, daß in praxi in der Moralphilosophie immerschon so verfahren wurde. Die Geschichte der Wandlungen und Verwandlungen des Utilitarismus ist ein Paradebeispiel dafür.

Als sog. Handlungsutilitarismus, von Bentham, Sidgwick und Moore konzipiert, scheiterte die utilitaristische Theorie zunächst an dem Einwand, daß sie nicht erklären könne, warum wir es gut und richtig finden, Versprechen zu halten, Schulden zurückzuzahlen, die Wahrheit zu sagen, Unschuldige freizusprechen - auch und gerade dann, wenn die Folgen solcher Handlungen nicht zur Maximierung des allgemeinen Wohlergehens führen. Smart hat den Handlungsutilitarismus mit dem Argument verteidigt, daß die abgeleiteten Regeln ("Versprechen soll man halten", "Schulden sind zurückzuzahlen" etc.) nur als "Faustregeln" aufzufassen sind. Damit aber kam er nicht durch. Die sog. Regelutilitaristen haben deshalb nun ihrerseits versucht, die Einwände abzufangen, indem sie (angeblich in Übereinstimmung mit J. St. Mill) nicht die abgeleiteten Regeln, sondern die Hauptregel des Utilitarismus, das Utilitätsprinzip, als "Faustregel" interpretierten. Das heißt, sie haben erneut eine Modifikation bei den Zusatzregeln, im schützenden Gürtel um die Hauptregel, vorgenommen, so daß die utilitaristische Theorie jetzt besagt:

³⁶ Siehe J. Rawls (1951), S. 177. (In dt. Übersetzung liegt der Aufsatz in dem Sammelband von D. Birnbacher und N. Hoerster (1976) vor; siehe dort S. 124/125.) - Ansätze zu einer Methodologie der kritischen Prüfung in der Ethik legten später noch R. M. Hare (1963), S. 106 f. und S. 110/111; und H. Albert (1967 a), S. 72/73 und (1968), Kap. III, Abschn. 12, vor. Auf Hares Vorschlag brauchen wir hier nicht mehr gesondert einzugehen, da er von seiner präskriptivistischen Position her nur die Möglichkeit der Konsistenzprüfung in der Ethik sieht. (Siehe dazu sein Beispiel vom "Fanatiker"!) Für eine Kritik an Alberts schmalbrüstigem "Kritizismus" hat bereits W. Götz (1978), S. 71 - 75, gesorgt.

Nicht einzelne Handlungen, sondern Arten, Klassen oder Regeln von Handlungen sind auf ihre Utilität hin zu untersuchen. Aber immer noch gab und gibt es ein Defizit. Der Utilitarismus verfügt über keine Kriterien der Verteilungsgerechtigkeit. Rawls verwarf deshalb den Utilitarismus samt und sonders und stellte mit seiner Theorie der Gerechtigkeit ein konkurrierendes Forschungsprogramm auf.³⁷

Kommen wir jetzt aber wieder auf J. Rawls und seinen Aufsatz "Outline of a Decision Procedure for Ethics" zurück.³⁸ Sosehr ich auch mit diesem Aufsatz in seinen Grundzügen übereinstimme, so sind doch andererseits einige Korrekturen angebracht.

Zunächst ist klar, daß wir Rawls' intuitionistische Position nicht zu übernehmen brauchen. Angesichts eines modifizierten Begriffs von Beobachtungssprache ist es ebenso sinnlos wie witzlos zu fordern, daß unsere "wohldurchdachten Einzelurteile" (sprich Situationssätze) "nicht auf einer systematischen und bewußten Heranziehung ethischer Prinzipien"³⁹ beruhen dürfen. Alle unsere Basissätze, ob Beobachtungs- oder Situationssätze, sind theoriegetränkt; und ob bewußt oder unbewußt, beziehen wir uns mit ihnen auf eine Theorie. Des weiteres ist klar, daß wir uns die For-

³⁷ Näheres zur Kritik und Gegenkritik am Utilitarismus siehe und vgl. die Aufsätze von J. J. C. Smart und R. B. Brandt in dem Sammelband von O. Höffe (1975); den Aufsatz von H. L. A. Hart in D. Birnbacher und N. Hoerster (1976); sowie J. Rawls (1971), Kap. 1, Abschnitt 5 und 6.

³⁸ Zu der Frage, welchen Stellenwert die in diesem Aufsatz entworfene Methodologie (unter dem Namen "Kohärenztheorie" oder "reflective equilibrium") in Rawls' Theorie der Gerechtigkeit noch einnimmt, siehe und vgl. J. Rawls (1971), S. 15, S. 38 f. und Abschnitt 9; sowie N. Hoerster (1977), S. 58 - 64; und K. G. Ballestrem (1977), S. 118/119.

³⁹ J. Rawls (1951), S. 183/184; zitiert nach der dt. Übersetzung bei D. Birnbacher und N. Hoerster (1976), S. 131.

derung nach einem "kompetenten Moralbeurteiler" im Sinne der Ideal-Observer-Theory schenken können.⁴⁰

Es wäre vermessen zu glauben, daß jeder "unparteiliche" Beobachter schon deshalb zu einem einheitlichen Urteil kommen wird, weil er, intelligent und einfühlsam, sich über die relevanten Tatsachen im klaren ist. Ebenso wie der Intuitionismus ist der gemäßigste Nonkognitivismus Humes in Rawls' Entscheidungsverfahren zu verwerfen.⁴¹

Damit aber fangen die Schwierigkeiten eigentlich erst an. Was Rawls grundsätzlich vorzuwerfen ist, ist sein irgeleiteter Induktivismus. Von keiner Theorie (ob empirisch oder normativ-ethisch) läßt sich behaupten, daß sie als verifiziert angesehen werden kann, weil sie mit einer Vielzahl von Beobachtungssätzen bzw. Situationssätzen übereinstimmt. Es gibt keine induktive Logik, die es erlauben würde, von einer endlichen Menge wahrer singulärer Sätze auf eine wahre generelle Aussage (ein empirisches oder normativ-ethisches Gesetz) zu schließen. Für einen solchen Induktionsschluß bedürften wir eines Induktionsprinzips, das besagt, daß das, was hier und heute gilt, auch morgen und in allen Raum-Zeit-Regionen gilt. Wie aber ist ein solches Induktionsprinzip zu rechtfertigen, ohne daß man in einen unendlichen Regreß gerät? Da das Induktionsprinzip selbst eine generelle Aussage darstellt und weder als eine logische Tautologie noch als ein synthetischer Satz a priori aufgefaßt werden kann, müßte es seinerseits durch ein Induktionsprinzip

⁴⁰ Vgl. dazu J. Rawls (1951), S. 178 - 183. (In der dt. Übersetzung bei D. Birmbacher und N. Hoerster (1976), S. 125 - 128.)

⁴¹ Siehe dazu auch oben Kap. II, Abschnitt 1 C.

höherer Ordnung induktiv erschlossen werden usw. usw.⁴²

Sollen wir jetzt Rawls' Induktivismus durch einen strengen Falsifikationismus ersetzen? Dies wäre nicht minder unangebracht. Die von Popper behauptete "Asymmetrie zwischen Verifizierbarkeit und Falsifizierbarkeit"⁴³ gibt es nämlich ihrerseits nicht. "Wenn jede einzelne Nichtübereinstimmung ein Grund für die Ablehnung einer Theorie wäre, müßten alle Theorien allezeit abgelehnt werden. Wenn andererseits nur eine schwerwiegende Nichtübereinstimmung eine Theorieablehnung rechtfertigte, bräuchten die Anhänger Poppers ein Kriterium der 'Unwahrscheinlichkeit' oder des 'Grades der Falsifikation'. Bei der Entwicklung eines solchen würden sie mit ziemlicher Sicherheit auf das gleiche Geflecht von Schwierigkeiten treffen, in das sich schon die Verfechter der verschiedenen probabilistischen Verifikationstheorien verstrickt haben."⁴⁴

Was nun? - Unter welchen Umständen ist es noch rational, eine Theorie zu akzeptieren? Da Wissenschaften, die induktiv verfahren, ihre Theorien nicht bestätigen können und Wissenschaften, die deduktiv verfahren, sie nicht widerlegen können, stellt die Wissenschaft selbst offensichtlich kein rationales Unternehmen dar.

Neuland zeigt sich, wenn wir - statt einer statischen Betrachtung des Problems der Theorienrechtferti-

⁴² Näheres zum Problem der Induktion siehe K. R. Popper (1934), Abschnitt 1; (1971), S. 13 - 24 und S. 39 ff.
Zu Poppers Kritik an der probabilistischen Variante der Induktions- bzw. Verifikationstheorie siehe K. R. Popper (1934), Kap. X.

⁴³ Siehe K. R. Popper (1934), S. 15 - 16 und passim.

⁴⁴ Th. S. Kuhn (1962), S. 157/158. Ebenda (S. 90) schreibt Kuhn: "Kein bisher durch das historische Studium der wissenschaftlichen Entwicklung aufgedeckter Prozeß hat irgendeine Ähnlichkeit mit der methodologischen Schablone der Falsifikation ...". Siehe und vgl. dazu auch I. Lakatos (1970 a), S. 93 ff., und P. K. Feyerabend (1975), Kap. 5.

gung - auf den Prozeß der Theoriendynamik blicken. Keine Theorie, so läßt sich sagen, wird jemals aufgegeben, ehe nicht eine Theorie in Sicht ist, die an ihre Stelle treten kann. Und dieser Vorgang ist durchaus rational. Wir verlassen eine baufällige Hütte, die uns vor dem Erfrierungstod schützt, ja auch erst dann, wenn wir uns in sichereren Händen wissen.

Fürs erste ist deshalb Imre Lakatos zuzustimmen, wenn er schreibt: "... einer der entscheidenden Züge des raffinierten Falsifikationismus besteht darin, daß er den Begriff der Theorie ... durch den Begriff der Theorienreihe ersetzt. Es ist eine Aufeinanderfolge von Theorien und nicht eine gegebene Theorie, die als wissenschaftlich oder scheinwissenschaftlich bewertet wird."⁴⁵ Unsere Analogie geht aber noch weiter. Aus demselben Grund, aus dem Lakatos in den Erfahrungswissenschaften keinen zweiseitigen Kampf zwischen Theorie und Beobachtungssätzen am Werke sieht, sondern einen dreiseitigen Kampf zwischen rivalisierenden Theorien und Beobachtungssätzen,⁴⁶ aus demselben Grund glaube ich nicht, daß normativ-ethische Theorien allein wegen widersprechender Situationssätze als widerlegt anzusehen sind. Der Grund ist ganz einfach der: Kein Beobachtungs- bzw. Situationssatz zwingt uns, eine Theorie aufzugeben, solange wir ihm durch ad-hoc-Modifizierungen Paroli zu bieten vermögen. Und deshalb ziehe ich es (mit Lakatos) auch vor, statt von Theorien und Theorienwiderlegung von konkurrierenden Forschungsprogrammen und Theorienverdrängung zu sprechen. Was heißt das?

Wieder bietet die Geschichte des Utilitarismus ein anschauliches Beispiel dafür. Der Utilitarismus

⁴⁵ I. Lakatos (1970 a), S. 128. Näheres zum Begriff des raffinierten Falsifikationismus siehe ebd. S. 113 ff.

⁴⁶ Siehe I. Lakatos (1970 a), S. 112; und Th. S. Kuhn (1962), S. 90.

besteht, wie wir gesehen haben, nicht aus einer Theorie, sondern aus einer Reihe von Theorien, und allen diesen Theorien gemeinsam ist ein harter Kern, das Utilitätsprinzip; insofern bildet der Utilitarismus ein Forschungsprogramm. Nichts und niemand verbietet uns, an diesem harten Kern so lange festzuhalten, wie wir ihn ad hoc durch Zusatzregeln, d. h. durch Kernerweiterungen, auf flexible Weise zu schützen vermögen.⁴⁷ Die Utilitaristen haben es auf diese Weise verstanden, das Utilitätsprinzip auftretenden Schwierigkeiten anzupassen, und selbst dort, wo sie mit Schwierigkeiten nicht fertig wurden (z. B. beim Problem der Verteilungsgerechtigkeit), konnten sie hoffen, das Problem zu einem späteren Zeitpunkt zu lösen.

Mit anderen Worten: In der normalen Phase der Forschung ist es nicht unvernünftig, Erklärungsdefizite, statt sie der Theorie anzulasten, dem mangelnden Einfallsreichtum der Theoretiker zuzuschreiben. Die "Normalwissenschaft" ist - wie Th. S. Kuhn schreibt⁴⁸ - mit dem Lösen von Rätseln, der Vergrößerung der Reichweite und der Exaktheit der Anwendung ihrer Theorien beschäftigt. Treten hierbei Schwierigkeiten auf, so verhält sich der erfolglose Wissenschaftler, der darauf pocht, daß der Fehler bei der Theorie liegen müsse, wie ein schlechter "Zimmermann, der seinem Werkzeug die Schuld gibt".⁴⁹ Die Situation ändert sich schlagartig erst dann, wenn ein konkurrierendes Forschungsprogramm auftritt, das mit seinem neuen Kern eine Lösung der bislang ungelösten Probleme anbietet.

⁴⁷ Für die Erfahrungswissenschaften vgl. dazu außer I. Lakatos (1970 a), S. 129 - 134, auch W. Stegmüller (1974), insbes. S. 182 f. und S. 189 - 191.

⁴⁸ Vgl. Th. S. Kuhn (1962), Kap. IV.

⁴⁹ Th. S. Kuhn (1962), S. 92.

Jetzt richtet sich ein großer Teil der Energien und Hoffnungen auf dieses Forschungsprogramm, und man kann sagen, daß es in dem Maße dem Vorgängerprogramm und seinen Theorien Überlegen sein wird, wie es nicht nur die bislang ungelösten, sondern auch die bereits gelösten Probleme einfach und elegant unter seinen Hut zu bringen weiß. Ohne einen solchen Gehaltsüberschuß (und damit zusammenhängend) einen Schuß "Induktivismus" kommen wir für die Annahme eines Erkenntnisfortschritts in den Wissenschaften nicht aus.⁵⁰

An dieser Stelle sehen wir uns jetzt mit zwei gewichtigen Einwänden konfrontiert. Der erste Einwand wirft das Problem des Theorienvergleichs auf. Dazu habe ich einiges bereits gesagt⁵¹; was es hierzu - unter dem Stichwort "Inkommensurabilität" - noch zu besprechen gilt, werde ich im folgenden letzten Abschnitt erörtern. Grundsätzlicher noch aber ist der zweite Einwand. Gerade im Zusammenhang mit Rawls' Methodologie wurde oft und gerne betont, daß es nicht die Aufgabe der Ethik sei, die moralischen Regeln und Gesetze zu entdecken, die unseren Situationssätzen zugrundeliegen. Vielmehr sei es Aufgabe der Ethik, Prinzipien aufzustellen, nach denen wir unser Verhalten ausrichten können und die uns im Konfliktfall sagen, welche Handlung die richtige ist. Diesen Einwand werde ich jetzt kurz entkräften.⁵²

⁵⁰ Siehe I. Lakatos (1970 a), S. 113 ff.; und I. Lakatos (1971), S. 98 ff. Vgl. auch B. Juhos (1971). Siehe und vgl. auch J. Rawls (1951), S. 187 und S. 189 (in der dt. Übersetzung bei D. Birnbacher und N. Hoerster (1976), S. 134 und S. 136).

⁵¹ Siehe oben Kap. III, Abschnitt 2, S. 68 ff.

⁵² Für eine Entkräftung des Einwandes im expliziten Zusammenhang mit Rawls' Methodologie siehe und vgl. K. G. Ballestrem (1977), S. 115 - 117.

Mein Gegenargument läuft schlicht und einfach auf die Tatsache hinaus, daß das eine ohne das andere nicht möglich ist. Etwas präziser formuliert: So wie es in den Erfahrungswissenschaften eine Grundlagenforschung geben muß, um Brücken bauen und Kranke heilen zu können, so muß es in der Ethik erst zu einer Explikation dessen kommen, was uns gegeben ist, um, darauf aufbauend, Rezepte für die Praxis ableiten zu können. Die Grundlagenforschung der Ethik besteht in eben dieser Explikation unserer Situationssätze, und je mehr wir auf diesem Weg Fortschritte machen - d. h. zu moralischen Regeln und Gesetzen gelangen, die sich als dauerhaft und beständig in dem Sinne erweisen, daß sie sich in ein widerspruchsfreies System bringen lassen und mit der Überwiegenden Mehrzahl unserer Situationssätze übereinstimmen - um so mehr können wir uns davon etwas für die Praxis versprechen. Angesichts der Überzeugungskraft eines allgemeinen moralischen Gesetzes und angestiftet durch unser Streben nach Konsistenz sind auch Situationssätze vor keiner Revision gefeit. "Wenn es zum Äußersten kommt, wedelt der Schwanz mit dem Hund."⁵³

Rawls hat bemerkt, daß sich Theorien nur als ganze rechtfertigen lassen und daß sich Situationssätze und theoretische Sätze (die moralischen Regeln und Gesetze) gegenseitig stützen können.⁵⁴ Um eine normativ-ethische Theorie in ein solches "Überlegungs-Gleichgewicht" von praktischer Relevanz zu bringen, können Anpassungen und Veränderungen sowohl an der Peripherie (bei den Situationssätzen) wie im Zentrum der Theorie vorgenommen werden.⁵⁵ Diese Vorgehensweise erscheint paradox. Es

⁵³ Siehe und vgl. W. V. O. Quine (1960), S. 46/47.

⁵⁴ Vgl. J. Rawls (1971), S. 628 f.

⁵⁵ Vgl. dazu auch P. Kolier (1981) und J. Singleton (1981).

läßt sich aber leicht einsehen, daß sie ihre wissenschaftstheoretische Entsprechung in der Duhem-Quine-These ebenso findet, wie diese ihrerseits im Einklang mit dem raffinierten Falsifikationismus steht.⁵⁶

5. Wider den Relativismus in der Ethik

Wenn es in der Ethik einen Quälgeist gibt, so ist es der Relativismus. Der Relativismus ist das Gespenst der Ethik schlechthin. Ihm sind alle Irrungen und Wirrungen anzulasten, die in der Moralphilosophie im Streit um eine wahrheitsfähige Ethik angeordnet worden sind. Und deshalb steht und fällt auch diese Arbeit mit der Frage, ob und wie sie den Quälgeist bannen kann.

Das Gespenst liebt es, in drei Gestalten in der Ethik aufzutreten: als deskriptiver, als normativ-ethischer und als begrifflich-methodologischer Relativismus. Mit den ersten beiden Erscheinungsformen, glaube ich, fertig werden zu können. Als ein hartnäckiger Kamerad wird sich nur der begrifflich-methodologische Relativismus erweisen.

Ich beginne mit dem deskriptiven Relativismus. Als sog. Kulturrelativismus ist er fast so alt wie die Kulturgeschichte der Menschheit selbst. Jedenfalls waren die Menschen, sobald die Kulturen laufen lernten, höchst erstaunt, hier und dort ganz verschiedene Vorstellungen über gut und böse, recht und unrecht anzutreffen. Was es da an kulturellen Unterschieden alles zu entdecken gab, haben die Geschichtsschreiber der vergangenen Jahrhunderte zusammengetragen; heute haben diese Aufgabe die Kulturanthropologen,

⁵⁶ Siehe und vgl. dazu W. V. O. Quine (1951), S. 47 f.; und I. Lakatos (1970 a), S. 178 ff.

Ethnologen und Sozialwissenschaftler übernommen. Um nur einige Beispiele anzuführen, erinnere ich an den "Elternmod" bei den Eskimos, der auch beim alt-sibirischen Stamm der Tschuktschen üblich ist; ich erwähne, daß es in Sparta, bei den Römern und im alten Japan Sitte war, "überzählige" Kinder auszusetzen oder zu töten; und ich erinnere an die große kulturelle Differenziertheit in den Fragen der Sexualmoral, der Gesellschafts- und Eigentumsordnung und in der Einstellung gegenüber Leib und Leben.

Grundsätzlich kann man sagen, daß es zwischen den Kulturen und über die Jahrhunderte und Epochen hinweg Unterschiede in den moralischen Überzeugungen gibt und gab, von denen wir uns selbst in unseren kühnsten Phantasien nicht hätten träumen lassen und denen gegenüber der sog. Wertepluralismus der modernen Gesellschaften nur ein müder Abklatsch ist.

Was ist nun falsch am deskriptiven Relativismus? Solange er keine großen Sprünge macht - nichts. Es ist einfach eine Tatsache, daß nur selten Menschen anzutreffen sind, die nicht in dem einen oder anderen Fall verschiedener moralischer Ansicht sind. Keine Tatsache mehr, sondern bereits ein gewagter Schluß, ist jedoch die Annahme, dies allein beweise schon etwas zugunsten einer Relativität der Werte. Es kann gar nicht oft genug hervorgehoben werden, daß das, was auf den ersten Blick nach einer Meinungsverschiedenheit in Wertangelegenheiten aussieht, nicht selten auf einer Meinungsverschiedenheit in empirischen Fragen beruht. Nicht die Werte differieren in einem solchen Fall, sondern die Tatsachenannahmen.

Schauen wir uns das noch etwas näher an. Im letzten Abschnitt des zweiten Kapitels haben wir gesehen, daß Werturteile mit Sachaussagen nur unvoll-

ständig verbunden sind, solange diese unheilige Allianz nicht eine normativ-ethische Prämisse krönt. Demgemäß können wir rein logisch zwischen abgeleiteten und fundamentalen Werturteilen unterscheiden oder - was noch besser ist - zwischen einer Oberflächenstruktur und der Tiefenstruktur verschiedener Moralsysteme.⁵⁷ Zur Oberflächenstruktur gehören unsere Situationssätze: das, was man gewöhnlich die moralischen Überzeugungen der Menschen nennt. Die Tiefenstruktur ist uns nur in den allerwenigsten Fällen (und auch dann nur zum Teil) bekannt: sie zu rekonstruieren, habe ich als die Aufgabe der Ethik bezeichnet.

Es ist nun klar, daß Unterschiede und Uneinigkeiten an der Oberfläche nicht auf Unterschiede und Uneinigkeiten in der Tiefe hinzudeuten brauchen. Zwischen den "abgeleiteten" und den "fundamentalen" Werturteilen stehen nämlich die deskriptiven Prämissen mit ihrer intervenierenden Kraft. Diese deskriptiven Prämissen können rein empirischer Natur sein (Mutmaßungen über die Wahrscheinlichkeit der zu erwartenden Handlungsfolgen eingeschlossen); sie können aber auch metaphysische, religiöse oder vom Aberglauben bestimmte Annahmen enthalten. Einige Kultur-

⁵⁷ Warum ich nicht gerne von abgeleiteten und fundamentalen Werturteilen spreche, erklärt sich aus der Tatsache, daß diese Redeweise stark an die intellektualistische Legende erinnert. Das Fällen von Werturteilen ist aber kein Ableitungsvorgang, wie ich in Kap. IV, Abschnitt 1, gezeigt habe. Deshalb will ich mit der Unterscheidung zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur bzw. der Unterscheidung zwischen Situationssätzen und normativ-ethischen Regelsystemen auch nicht dazu verleiten, sich das Zustandekommen von Situationssätzen als einen bewußten Prozeß von sukzessiver Regelanwendung vorzustellen. Ich behaupte allerdings, daß jeder Moralbeurteiler über "internalisierte" Regeln verfügt, die seine jeweilige Moralkompetenz (so wie die Sprachkompetenz bei N. Chomsky) erklären. Vgl. dazu auch O. Neumaier (1981), insbes. S. 144 - 148.

anthropologen, die sich über das bloße Faktensammeln hinaus mit ihrem Sujet beschäftigt haben, haben deshalb erkannt, daß es mit dem deskriptiven Relativismus so weit her gar nicht ist. Im Gegenteil: "Insoweit die Unterschiedlichkeit moralischer Überzeugungen von vorhandenem oder mangelndem Tatsachenwissen, von besonderen religiösen oder abergläubischen Vorstellungen, von unterschiedlichen Reflexionsgraden und von Unterschieden in den Lebensbedingungen und äußeren Umständen abhängt, stellt sie keinesfalls ein Gegenargument gegen jene Universalität dar, die in dem Begriff der objektiven Gültigkeit moralischer Urteile vorausgesetzt wird."⁵⁸

Natürlich kann das Großreinemachen bei den deskriptiven Prämissen nicht über alle Unterschiede in den moralischen Überzeugungen hinweghelfen; aber einen Großteil erklärt es schon. Den Rest möchte ich mir für eine Behandlung im Zusammenhang mit dem begrifflich-methodologischen Relativismus aufsparen.

Weder mit dem deskriptiven Relativismus noch mit dem begrifflich-methodologischen Relativismus hat der normativ-ethische Relativismus etwas zu tun. Aus keinem von beiden ergibt er sich wie von selbst. Psychologisch betrachtet, war die Schützenhilfe, die der normativ-ethische Relativismus vom deskriptiven Relativismus bekam, aber enorm. Es ist deshalb kein Zufall, daß der normativ-ethische Relativismus erstmals

⁵⁸ Edward Westermarck, zitiert nach der dt. Übersetzung des 7. Kapitels von Ethical Relativity (London, 1932) bei R. Ginters (1978), S. 72. In diesem Sammelband von R. Ginters finden sich auch die entscheidenden Textstellen der Kulturanthropologen E. Westermarck und R. Linton, die meine Kritik am deskriptiven Relativismus (soweit er große Sprünge macht!) an einer Fülle von Beispielen belegen; siehe insbes. S. 63 - 71 und S. 82 - 96. Siehe hierzu aber auch in der Einleitung von R. Ginters (1978), S. 18 - 23; sowie G. Patzig (1971), Kap. III, S. 78 ff.; und N. Hoerster (1974), S. 177 - 181.

in der abendländischen Philosophiegeschichte von den Sophisten vertreten wurde - zu einer Zeit also, als man gerade von Herodot (dem "völkervergleichenden Auge" der Griechen) von der kulturellen Vielfalt der moralischen Überzeugungen erfuhr.

Der normativ-ethische Relativismus, das darf man nicht übersehen, ist selbst eine normativ-ethische Theorie. Insofern er sich also auf den deskriptiven Relativismus stützt, muß er für sich selbst eine normativ-ethische Prämisse geltend machen, um korrekt von einem (angeblichen) Faktum auf ein Werturteil schließen zu können. Diese normativ-ethische Prämisse läßt sich analog zum homo-mensura-Satz des Protagoras wie folgt formulieren: "Jeder Mensch ist das Maß aller Dinge, der guten, daß sie gut sind, der schlechten, daß sie schlecht sind, und nichts sonst ist gut oder schlecht."

Aus einer solchen Prämisse läßt sich nun in der Tat die "Alles ist erlaubt"-Haltung des normativ-ethischen Relativisten herleiten. Wenn die Ifugao auf den Philippinen ihre Kopffjäger-Moral für gut und richtig hält und eine Sklavenhaltergesellschaft von ihrer Moral überzeugt ist, dann ist eben sowohl das eine wie das andere gut und richtig und die Frage, ob das eine oder andere wirklich gut und richtig ist, ganz unangebracht. An dieser Stelle wird aber auch deutlich, daß sich der normativ-ethische Relativismus selbst widerspricht. Denn wenn alles gut ist, was für gut gehalten wird, dann ist nichts nicht gut (bzw. schlecht), was für schlecht gehalten wird, denn nach dem Satz vom Widerspruch kann a nicht gleich nicht-a sein. Das aber heißt, daß beim normativ-ethischen Relativismus die Unterscheidung zwischen gut und böse überhaupt ihren Sinn verliert und daß er sich als eine Ethik selbst ad absurdum führt.

Man hat dem normativ-ethischen Relativismus vielfach zugute gehalten, daß er als einzige normativ-ethische Theorie zumindest das Prinzip der Toleranz einsichtig machen könne.⁵⁹ Aber auch das ist falsch. Es ist zwar richtig, daß beispielsweise die Sophisten als erste den Ethnozentrismus der Griechen (auch eines Aristoteles) überwunden haben, aber das hat mit ihrem normativ-ethischen Relativismus ebenso wenig zu tun, wie Wertindifferenz und Laissez-faire nicht mit Toleranz verwechselt werden dürfen. Das Gebot der Toleranz setzt eine eigene normativ-ethische Theorie mit Reichweite-, Relevanz- und Prioritätsregeln voraus, und wenn etwas in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt, so ist es die Tatsache, daß wir uns alle irren können und daß kein Wissen absolut gesetzt werden kann.⁶⁰

Ich komme jetzt zum begrifflich-methodologischen Relativismus und damit zum Schluß. Ich möchte die Erörterung mit einem Beispiel beginnen. - Wie wir alle wissen, ist das Problem der Todesstrafe nach wie vor ungelöst. Gerade an einem solchen Beispiel läßt sich aber zeigen, wo die Möglichkeiten und Grenzen einer

⁵⁹ Vgl. dazu die Diskussion bei R. Ginters (1978), S. 23 ff.; P. W. Taylor (1975), S. 38 f.; und I. Lazari-Pawlowska (1980), S. 93 f.

⁶⁰ Douglas Odegard schreibt: "Wir sollten die moralischen Urteile der Menschen, die nicht mit uns übereinstimmen, respektieren, vorausgesetzt sie urteilen ihrerseits unter den Bedingungen intellektueller Redlichkeit. Doch im Gegensatz zu dem, was der Relativist und Skeptiker glaubt, bedeutet die Tatsache, daß wir die Urteile der Andersdenkenden anerkennen, nicht zugleich eine Anerkennung ihrer moralischen Urteile und auch kein zwangsläufiges In-Zweifel-Ziehen unserer eigenen Urteile. Es bedeutet lediglich, unseren Gegnern die Fähigkeit zuzugestehen, so gute Argumente vorbringen zu können, daß wir ihre Urteile eher als unsere akzeptieren." D. Odegard (1981), S. 90 (meine Übersetzung).

wissenschaftlichen Ethik' liegen.⁶¹

Zunächst ist klar, daß der Streit um die Todesstrafe weitgehend ein reiner Tatsachenstreit ist. Die Gegner der Todesstrafe bezweifeln, was ihre Befürworter behaupten: die abschreckende Wirkung der Todesstrafe auf potentielle Verbrecher. Nehmen wir nun an, dieser Streit könnte zugunsten der einen oder anderen Partei mit Hilfe der empirischen Wissenschaften zweifelsfrei entschieden werden. Was folgt daraus?

Daraus folgt, daß sich entweder die Gegner oder die Befürworter der Todesstrafe geschlagen geben müssen und der normativ-ethischen Theorie der Gegenpartei zustimmen werden. Beide, Befürworter wie Gegner, waren sich nämlich in ihrem Situationssätzen über die normativ-ethische Prämisse einig, daß unschuldiges menschliches Leben vor Verbrechen zu schützen sei, und differierten lediglich in der Frage, wie dieser Schutz am besten zu bewerkstelligen sei. Diese Differenz ist nun ausgeräumt und damit der Fall entschieden.

Aber ist der Streit auch wirklich beendet? Weit gefehlt! Nehmen wir an, die gemäßigte Abschreckungstheorie ginge als Sieger hervor. Diese Theorie besagt, daß unschuldiges Leben hinreichend durch Androhung einer nach der Niedrigkeit der Tat abgestuften Gefängnisstrafe geschützt ist. Mit dieser Theorie konkurrieren mindestens zwei Gegentheorien. Nach der Vergeltungstheorie hat ein Mörder sein Leben verwirkt, weil Gleich-

⁶¹ Für eine ausführliche Diskussion des Problems der Todesstrafe siehe auch I. Lazari-Pawlowska (1969), S. 524 ff. Dieser Aufsatz ist deshalb so interessant, weil er - angelehnt an Max Weber und die Emotivisten - bestreitet, was ich am praktischen Beispiel zeigen werde: daß es über Tatsachenfragen hinaus einen rationalen Disput auch in Wertfragen gibt.

ches nur mit Gleichem gesühnt werden kann. Nach der Resozialisierungstheorie ist die Würde jedes Menschen so hoch einzuschätzen, daß selbst ein Mörder niemals als Mittel zu einem ihm fremden Zweck mißbraucht werden darf.

Jetzt haben wir es erstmals mit einer reinen Meinungsverschiedenheit in Wertfragen zu tun, die durch keinen methodologischen Formalismus im Sinne Max Webers geschlichtet werden kann. Und trotzdem brauchen wir es nach unserer Methodologie des raffinierten Falsifikationismus nicht bei der "Unvereinbarkeit letzter Wertstandpunkte" belassen. Die Resozialisierungstheorie läßt sich mit der Abschreckungstheorie zusammen in eine weiter ausgreifende und differenziertere Theorie so einbauen, daß sowohl generelle Strafandrohung (Abschreckung) wie angemessener Strafvollzug (Resozialisierung) miteinander vereinbar sind. In diesem Fall handelt es sich um eine Theorienmodifikation in einem progressiven Sinne, bei der die Hauptregel ("Menschliches Leben ist zu schützen") nicht geändert zu werden braucht. Im Gegenteil: Im Zusammenhang mit den Erfolgen der Resozialisierung (Verminderung der Rückfalltäter!) hat diese Theorie bereits sehr viele sie bestätigende Situationssätze vorausgesagt.

Wie aber steht es mit dem Problem der richtigen Strafzumessung? Die Vergeltungstheorie läßt sich weder mit der Abschreckungstheorie noch mit der Resozialisierungstheorie in Einklang bringen. Auf der anderen Seite weist sie aber genügend Situationssätze auf, um nicht als bloßer Hokuspokus abgetan werden zu können. Wer hätte angesichts eines grausamen Verbrechens noch nicht nach dem Scharfrichter verlangt?

Und trotzdem behaupte ich wieder, daß sich das Problem rational lösen läßt. Die Vergeltungstheorie

mit ihrer Hauptregel ("Gleiches soll mit Gleichem vergolten werden") stellt nämlich eine normativ-ethische Theorie mit sehr geringer Reichweite dar. Das heißt, zu ihrem Schutz vor einer Falsifikation muß die Kernaussage mit einer Reichweiteregeln umgeben werden, die besagt, daß die Hauptregel nur im Fall von schweren Gewaltverbrechen gültig ist, nicht aber gegenüber Fahrraddieben oder Steuerhinterziehern. Aber selbst in dieser geschützten Lage fristet die Vergeltungstheorie ein Kümmerdasein. Zumindest in der gegenwärtigen Gesellschaft läßt sie sich nämlich zu keiner größeren und umfassenderen Theorie, zu keinem Forschungsprogramm ausbauen, das erfolgreich möglichst viele Situations-sätze erklärt. Die Vergeltungstheorie ist eine Theorie mit einer degenerierenden Problemverschiebung im Lakatos'schen Sinn.

Ich möchte jetzt an dieser Stelle die (zweifellos sehr skizzenhafte) Diskussion des praktischen Beispiels beenden und das Wort dem begrifflich-methodologischen Relativismus geben. Drei Argumente wird er zu seinen Gunsten vorbringen wollen.

- (1) Nichts und niemand verpflichtet uns, der soeben an einem Beispiel erörterten, in Kapitel IV, Abschnitt 4, grundsätzlich dargestellten Methodologie des raffinierten Falsifikationismus zu folgen.
- (2) Diese Theorie der Geltung bringt es nicht weiter als bis zu einem rohen und unverdauten normativ-ethischen Positivismus, der die jeweils gerade herrschende Moral festschreibt.
- (3) Das Rechtfertigungsverfahren für normativ-ethische Theorien ist zirkulär. Da die Wertbegriffe in den Situationssätzen laut Kapitel II, Abschnitt 3, selbst theoretische Begriffe sind,

wird mit ihnen als Prüfinstanz etwas als gültig vorausgesetzt, was es selbst erst zu beweisen gilt.

Ich möchte mich bemühen, auf alle drei Vorwürfe ebenso kurz zu antworten:

- (1') Es ist wahr: Nichts und niemand verpflichtet uns, dieser Methodologie zu folgen. Nichts und niemand verpflichtet uns aber auch, den Methoden der empirischen Wissenschaft zu folgen und in ihrem Sinne nach Wahrheit zu suchen - außer ein paar Flausen im Kopf und ein gewisses Maß an Intelligenz und Aufgeklärtheit.
- (2') Der Positivismusvorwurf ist unangebracht. An keiner Stelle geht diese Theorie der Geltung von etwas Gegebenem aus, das zweifelsfrei feststünde. Im Gegenteil: Auch unsere Situationssätze am Beobachtungs-Ende der Sprache der Moral sind fallibel und der Kritik durch Versuch und Fehlerbeseitigung ausgesetzt.
- (3') Der Vorwurf des Zirkelschlusses bestünde zurecht, wenn normativ-ethische Theorien nur an Situationssätzen geprüft werden würden. Der Test ist aber nicht ein zweiseitiger Kampf, sondern mindestens ein dreiseitiger Kampf zwischen Situationssätzen und zwei theoretischen Rivalen.

In einem Punkt möchte ich dem begrifflich-methodologischen Relativismus allerdings nicht widersprechen. Es ist denkbar und sogar sehr wahrscheinlich, daß zwei normativ-ethische Theorien (oder jetzt besser: zwei Forschungsprogramme bzw. Paradigmata) durch einen revolutionären Umbruch im Denken auf inkommensurable Weise voneinander getrennt sind. Wenn in einer Gesellschaft "gut" so viel bedeutet wie "sanftmütig und verbungsbereit" und in einer anderen Gesellschaft "gut"

soviel bedeutet wie "Auge um Auge, Zahn um Zahn" und wenn sich in der einen Gesellschaft die moralischen Überzeugungen der Menschen mit dem einen Kernbegriff von "gut" ebenso zu einem geschlossenen theoretischen Ganzen fügen, wie sie sich in der anderen Gesellschaft mit dem anderen Kernbegriff von "gut" zu einem geschlossenen theoretischen Ganzen fügen - dann klappt zwischen beiden Ethiken eine Rationalitätslücke, die sich nicht schließen läßt. In einem solchen Fall "üben die Befürworter konkurrierender Paradigmata ihre Tätigkeit in verschiedenen Welten aus."⁶² Sie sind Welten voneinander getrennt - so wie ein eingefleischter Egoist einen Altruisten nie versteht.

⁶² Th. S. Kuhn (1962), S. 161.

BIBLIOGRAPHIE

=====

(Die Jahreszahlen hinter den Verfasser-
namen dienen dem Kurzbeleg und geben das
Jahr der Erstveröffentlichung, in Ausnahme-
fällen das der Entstehung des betreffenden
Titels an.)

- Acham, Karl (1967), "Rationale Moralbegründung", in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Bd. LIII, 1967, S. 387 - 413.
- Acham, Karl (1971), "Ethische Werthaltung und sozialwissenschaftliche Erkenntnis: Eine Studie zum Problem der Objektivität in den Gesellschaftswissenschaften", in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Bd. LVII, 1971, S. 205 - 234.
- Achinstein, Peter (1965), "The Problem of Theoretical Terms", in: Baruch A. Brody (ed.), Readings in the Philosophy of Science (Englewood Cliffs/N.J., 1970), pp. 234 - 250.
- Achinstein, Peter (1968), "On Meaning - Dependence", in: Richard E. Grandy (1973), pp. 162 - 175.
- Adorno, Theodor W. (1962), "Zur Logik der Sozialwissenschaften", in: Th. W. Adorno, H. Albert u. a., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Neuwied/Berlin, 1969), S. 125 - 143.
- Albert, Hans (1956), "Werturteil und Wertbasis: Das Werturteilsproblem im Lichte der logischen Analyse", in: ders., Marktsoziologie und Entscheidungslogik - Ökonomische Probleme in soziologischer Perspektive (Neuwied/Berlin, 1967), S. 92 - 130.
- Albert, Hans (1957), "Theorie und Prognose in den Sozialwissenschaften", in: E. Topitsch (Hrsg.), Logik der Sozialwissenschaften (Köln/Berlin, 1965), S. 126 - 143.
- Albert, Hans (1958), "Das Wertproblem in den Sozialwissenschaften", in: ders., Marktsoziologie und Entscheidungslogik - Ökonomische Probleme in soziologischer Perspektive (Neuwied/Berlin, 1967), S. 131-139.
- Albert, Hans (1961 a), "Wert: Allgemeine Wertproblematik", in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 11 (Stuttgart/Tübingen/Göttingen, 1961), S. 637 - 642.
- Albert, Hans (1961 b), "Ethik und Meta-Ethik: Das Dilemma der analytischen Moralphilosophie", in: H. Albert (1972), S. 127 - 167.

- Albert, Hans (1963), "Wertfreiheit als methodisches Prinzip: Zur Frage der Notwendigkeit einer normativen Sozialwissenschaft", in: E. Topitsch (Hrsg.), Logik der Sozialwissenschaften (Köln/Berlin, 1965), S. 181 - 210.
- Albert, Hans (1967 a), "Theorie und Praxis: Max Weber und das Problem der Wertfreiheit und der Rationalität", in: H. Albert (1972), S. 41 - 73.
- Albert, Hans (1967 b), "Probleme der Wissenschaftslehre in der Sozialforschung", in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, hrsg. von René König, Bd. 1: Geschichte und Grundprobleme der empirischen Sozialforschung (Stuttgart, 1973), S. 57 - 102.
- Albert, Hans (1968), Traktat über kritische Vernunft (Tübingen, 1968).
- Albert, Hans (1970), "Theorie, Verstehen und Geschichte: Zur Kritik des methodologischen Autonomieanspruchs in den sogenannten Geisteswissenschaften", in: H. Albert (1972), S. 195 - 220.
- Albert, Hans (1971 a), "Wissenschaft, Technologie und Politik: Zur Problematik des Verhältnisses von Erkenntnis und Handeln", in: H. Albert (1972), S. 74-93.
- Albert, Hans (1971 b), "Kritizismus und Naturalismus: Die Überwindung des klassischen Rationalitätsmodells und das Überbrückungsproblem", in: H. Albert (1972), S. 13 - 38.
- Albert, Hans (1972), Konstruktion und Kritik - Aufsätze zur Philosophie des kritischen Rationalismus (Hamburg, 1972).
- Albert, Hans (1972 a), "Aufklärung und Steuerung. Gesellschaft, Wissenschaft und Politik in der Perspektive des kritischen Rationalismus" (1972), in: ders., Kritische Vernunft und menschliche Praxis. Mit einer autobiographischen Einleitung (Stuttgart, 1977), S. 180 - 210.
- Albert, Hans und Topitsch, Ernst, Hrsg. (1979), Werturteilsstreit. 2., um eine Bibliographie erweiterte Auflage (Darmstadt, 1979).
- Aldrup, Dieter (1980), "Wertfreiheit und Verantwortlichkeit in den Gesellschaftswissenschaften", in: Jahrbuch für Sozialwissenschaft, Bd. 31, Heft 1, 1980, S. 70 - 101.
- Allen, Glen O. (1972), "The Is-Ought Question Reformulated and Answered", in: Ethics, Vol. 82, No. 3, 1972, pp. 181 - 199.
- Allen, Rodney (1975), "The Idea of a Value Free Social Science", in: The Journal of Value Inquiry, Vol. IX, 1975, S. 95 - 117.
- Almond, Gabriel A. (1946), "Politics, Science, and Ethics", in: Contemporary Political Thought. Issues in Scope, Values, and Direction, ed. by James A. Gould and Vincent V. Thursby (New York/et. al., 1969) pp. 276 - 288.

- Apel, Karl-Otto (1970), "Wissenschaft als Emanzipation? Eine Auseinandersetzung mit der Wissenschaftskonzeption der 'Kritischen Theorie'", in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, Bd. 1, Heft 1, 1970, S. 173 - 195.
- Austin, John L. (1955), Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words), deutsche Bearbeitung von Eike von Savigny, zweite Auflage (Stuttgart, 1979)
- Austin, John L. (1958), "Performative und konstatierende Äußerung", in: R. Bubner (1968), S. 140 - 153.
- Ayer, Alfred Jules (1936), Sprache, Wahrheit und Logik, aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Herbert Herring (Stuttgart, 1970).
- Ayer, Alfred J. (1950), "Basissätze", in: R. Bubner (1968), S. 170 - 186.
- Baier, Kurt (1958), Der Standpunkt der Moral. Eine rationale Grundlegung der Ethik, aus dem Englischen übersetzt von Rainer von Savigny (Düsseldorf, 1974).
- Bailey, John A. (1978), "Are Value Judgments synthetic a posteriori?", in: Ethics, Vol. 89, No. 1, 1978.
- Ballestrem, Karl G. (1977), "Methodologische Probleme in Rawls' Theorie der Gerechtigkeit", in: O. Höffe (1977), S. 108 - 127.
- Ballestrem, Karl G. (1980), "Politische Wissenschaft und Politische Philosophie: Überlegungen am Beispiel neuerer Entwicklungen in der angelsächsischen Philosophie der Politik", in: Münchner Beiträge zur Politikwissenschaft, im Namen des Geschwister-Scholl-Institutes hrsg. von P. C. Mayer-Tasch (Freiburg/Br., 1980), S. 86 - 99.
- Balzer, W. (1981), "Über Quines Beobachtungssätze", in: Kant-Studien, 72. Jg., Heft 3, 1981, S. 336-355.
- Barger, John L. (1980), "The Meaningful Character of Value-Language: a Critique of the Linguistic Foundations of Emotivism", in: The Journal of Value Inquiry, Vol. 14, No. 2, 1980, pp. 77 - 91.
- Bayertz, Kurt (1980), Wissenschaft als historischer Prozeß: Die antipositivistische Wende in der Wissenschaftstheorie (München, 1980).
- Beauchamp, T. L. (1973), "No 'Fact-Value Gap' for Hume?: A Reply to Konrad", in: Journal of Value Inquiry, Vol. VII, 1973, pp. 52 - 59.
- Beck, Ulrich (1974), Objektivität und Normativität: Die Theorie-Praxis-Debatte in der modernen deutschen und amerikanischen Soziologie (Reinbek b. Hamburg, 1974).
- Becker, Carl L. (1932), "Everyman is his own historian", in: American Historical Review, Jg. 37, 1932.
- Becker, Werner (1976), "Parteilnahme aus Wissenschaft? Kritisches zum Objektivitätsbegriff marxistischer Theorien", in: Werner Becker/Kurt Hübner (Hrsg.), Objektivität in den Natur- und Geisteswissenschaften (Hamburg, 1976), S. 96 - 108.

- Birnbacher, Dieter und Hoerster, Norbert, Hrsg. (1976), Texte zur Ethik (München, 1976).
- Bittner, Rüdiger (1975), "Zu Quines These der Ontologischen Relativität", in: Neue Hefte für Philosophie, Heft 8, 1975, S. 51 - 64.
- Blanshard, Brand (1949), "Einwände gegen den neuen Subjektivismus in der Ethik", in: R. Ginters (1978), S. 152 - 161.
- Broad, Charles D. (1930), Five Types of Ethical Theory (London, 1967).
- Broad, Charles D. (1946), "Some of the Main Problems of Ethics", in: H. Feigl and W. Sellars (ed.), Readings in Philosophical Analysis (New York, 1949), pp. 547 - 563).
- Bubner, Rüdiger, Hrsg. (1968), Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart (Göttingen, 1968).
- Bubner, Rüdiger (1969), "Was ist kritische Theorie", in: Philosophische Rundschau, Bd. 16, 1969, S. 213-249.
- Bußhoff, Heinrich (1981), "Wissenschaftstheorie und politische Theorie", in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, Heft 1, 1981, S. 116 - 134.
- Carnap, Rudolf (1931), "Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache", in: Erkenntnis, Bd. 2, 1931, S. 219 - 241.
- Carnap, Rudolf (1934 a), "Theoretische Fragen und praktische Entscheidungen", in: Hubert Schleicher (Hrsg.), Logischer Empirismus - der Wiener Kreis (München, 1975), S. 173 - 176.
- Carnap, Rudolf (1934 b), Logische Syntax der Sprache (Wien, 1934).
- Carnap, Rudolf (1935), Philosophy and Logical Syntax (London, 1935).
- Carnap, Rudolf (1936/37), "Testability and Meaning", in: Richard E. Grandy (1973), pp. 27 - 46.
- Carnap, Rudolf (1956), "Theoretische Begriffe der Wissenschaft", in: Gerald Eberlein, W. Kroeber-Riel, W. Leinfellner (Hrsg.), Forschungslogik der Sozialwissenschaften (Düsseldorf, 1974), S. 47 - 77.
- Carnap, Rudolf (1963), "Values and Practical Decisions", in: The Philosophy of Rudolf Carnap, ed. by Paul A. Schilpp (La Salle/Ill., 1963), pp. 81 - 84.
- Cassel, Dieter (1972), "Wissen - Werten - Entscheiden: Zur Rolle der Wissenschaft in der modernen Gesellschaft", in: Jahrbuch für Sozialwissenschaft, Bd. 23, Heft 1, 1972, S. 32 - 48.
- Cobban, Alfred (1953), "Der Verfall der politischen Theorie", in: Der Monat, 6. Jg., Juni 1954, Heft 69, S. 227 - 237.

- Craemer-Ruegenberg, Ingrid (1975), Moralsprache und Moralität. Zu Thesen der Sprachanalytischen Ethik: Diskussion, Kritik, Gegenmodell (Freiburg/München, 1975).
- Cube, Felix von (1977), "Ist parteiliche Wissenschaft noch Wissenschaft?", in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung DAS PARLAMENT, B 35, 1977, S. 3 - 13.
- Dahrendorf, Ralf (1957/60), "Sozialwissenschaft und Werturteil: Nachwort zum Werturteilsstreit", in: ders., Pfade aus Utopia - Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie (München, 1967), S. 74 - 88.
- Danto, Arthur C. (1965), Analytische Philosophie der Geschichte, Übersetzt von Jürgen Behrens (Frankfurt/M., 1980).
- Diederich, Werner, Hrsg. (1974), Theorien der Wissenschaftsgeschichte - Beiträge zur diachronen Wissenschaftstheorie (Frankfurt/M., 1974).
- Easton, David (1953), The Political System: An Inquiry into the State of Political Science (New York, 1953).
- Easton, David (1969), "The New Revolution in Political Science", in: American Political Science Review, LXIII Jg., 1969, pp. 1051 - 1061.
- Ebbinghaus, Julius (1948), "Deutung und Mißdeutung des kategorischen Imperativs", in: ders., Gesammelte Aufsätze, Vorträge und Reden (Hildesheim, 1968), Kap. 4.
- Ebbinghaus, Julius (1959), "Die Formeln des kategorischen Imperativs und die Ableitung inhaltlich bestimmter Pflichten", in: ders., Gesammelte Aufsätze, Vorträge und Reden (Hildesheim, 1968), Kap. 7.
- Einstein, Albert (1950), "The Laws of Science and the Laws of Ethics", in: H. Feigl und M. Brodbeck (ed.), Readings in the Philosophy of Science (New York, 1953), pp. 779 - 780.
- Feix, Nereu (1978), Werturteil, Politik und Wirtschaft: Werturteilsstreit und Wissenschaftstransfer bei Max Weber (Göttingen, 1978).
- Ferber, Christian von (1959), "Der Werturteilsstreit 1909/1959: Versuch einer wissenschaftsgeschichtlichen Interpretation", in: E. Topitsch (1965), S. 165 - 179.
- Feyerabend, Paul K. (1960), "Das Problem der Existenz theoretischer Entitäten", in: ders., Der wissenschaftstheoretische Realismus und die Autorität der Wissenschaften (Braunschweig, 1978), S. 40 - 73.
- Feyerabend, Paul K. (1962), "Erklärung, Reduktion und Empirismus", in: P. K. Feyerabend (1981), Kap. 4.
- Feyerabend, Paul K. (1972), "Die Wissenschaftstheorie - eine bisher unbekannte Form des Irrsinns?", in: Natur und Geschichte: X. Deutscher Kongreß für Philosophie 1972, hrsg. von K. Hübner und A. Menne (Hamburg, 1973) S. 88 - 124.
- Feyerabend, Paul K. (1976), Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie (Frankfurt/M. 1976).

- Feyerabend, Paul K. (1981), Probleme des Empirismus, Ausgewählte Schriften, Bd. 2 (Braunschweig/Wiesbaden, 1981).
- Firth, Roderick (1952), "Ethical Absolutism and the Ideal Observer", in: Philosophy and Phenomenological Research, Vol. 12, 1952, pp. 317 - 345.
- Flew, Anthony (1963), "On the Interpretation of Hume", in: Philosophy, Vol. 38, 1963, p. 178 ff.
- Foot, Philippa (1958), "Moralische Argumentationen", in: G. Grewendorf und G. Meggle (1974), S. 244 - 259.
- Frankena, William K. (1939), "Der naturalistische Fehlschuß", in: G. Grewendorf und G. Meggle (1974), S. 83 - 99.
- Frankena, William K. (1955), "Hutcheson's Moral Sense Theory", in: Journal of the History of Ideas, 1955, pp. 356 - 375.
- Frankena, William K. (1963), Analytische Ethik. Eine Einführung, hrsg. und übersetzt von N. Hoerster (München, 1981).
- Frege, Gottlob (1918), "Der Gedanke - Eine logische Untersuchung", in: ders., Logische Untersuchungen, hrsg. und eingel. von Günther Patzig (Göttingen, 1966), S. 30 - 53.
- Frohock, Fred M. (1974), "Notes on the Concept of Politics: Weber, Easton, Strauss", in: The Journal of Politics, Vol. 36, 1974, pp. 379 - 408.
- Fuller, Watson, Hrsg. (1971), Biologie und Gesellschaft (München, 1973).
- Gawlick, Günter (1980), "Zwischen Empirismus und Skeptizismus": Neue Literatur zu David Hume (II)", in: Philosophische Rundschau, 27. Jg., 1980, S. 59 - 84.
- Geuss, Raymond (1975), "Quine und die Unbestimmtheit der Ontologie", in: Neue Hefte für Philosophie, Heft 8, 1975, S. 35 - 50.
- Ginters, Rudolf (1978), Relativismus in der Ethik (Düsseldorf, 1978).
- Glassen, Peter (1959), "Die Kognitivität moralischer Urteile", in: Eike von Savigny (1969), S. 139 - 156.
- Glassen, Peter (1963), "Die Kognitivität moralischer Urteile. Eine Erwiderung", in: Eike von Savigny (1969), S. 161 - 166.
- Goldman, Alvin I. and Kim, Jaegwon, ed. (1978), Values and Morals. Essays in Honor of William Frankena, Charles Stevenson and Richard Brandt (Dordrecht u. a., 1978).
- Gölz, Walter (1978), Begründungsprobleme der praktischen Philosophie (Stuttgart-Bad Cannstatt, 1978).
- Grandy, Richard E., ed. (1973), Theories and Observation in Science (Englewood Cliffs/New Jersey, 1973).
- Greiff, Bodo von (1978), "Die Wissenschaft und der Gegensatz von Theorie und Praxis - Bemerkungen zum Objektivitätsaufsatz Max Webers", in: Politische Theorie: Begründungszusammenhänge in der Politikwissenschaft, hrsg.

- von Gerhard Göhler (Stuttgart, 1978), S. 175 - 187.
- Grewendorf, Günther und Meggle, Georg, Hrsg. (1974), Seminar: Sprache und Ethik. Zur Entwicklung der Metaethik (Frankfurt/M., 1974).
- Habermas, Jürgen (1963 a), "Dogmatismus, Vernunft und Entscheidung - Zu Theorie und Praxis in der verwissenschaftlichten Zivilisation", in: ders., Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien, 4., durchgesehene, erweiterte und neu eingeleitete Auflage (Frankfurt/M., 1971), S. 307 - 335.
- Habermas, Jürgen (1963 b), "Analytische Wissenschaftstheorie und Dialektik. Ein Nachtrag zur Kontroverse zwischen Popper und Adorno", in: Ernst Topitsch (Hrsg.), Logik der Sozialwissenschaften (Köln, 1972), S. 291 - 311.
- Habermas, Jürgen (1964 a), "Gegen einen positivistisch halbierten Rationalismus", in: Th. W. Adorno, H. Albert u. a., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Neuwied/Berlin, 1969), S. 235 - 266.
- Habermas, Jürgen (1964 b), "Verwissenschaftlichte Politik und öffentliche Meinung", in: ders., Technik und Wissenschaft als 'Ideologie' (Frankfurt/M., 1974), S. 120 - 145.
- Habermas, Jürgen (1965), "Erkenntnis und Interesse", in: H. Albert und E. Topitsch (1979), S. 334 - 352.
- Habermas, Jürgen (1968), "Technik und Wissenschaft als 'Ideologie'", in: ders., Technik und Wissenschaft als 'Ideologie' (Frankfurt/M., 1974), S. 48 - 103.
- Habermas, Jürgen (1971), "Einige Schwierigkeiten beim Versuch, Theorie und Praxis zu vermitteln", in: ders., Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien, 4., durchgesehene, erweiterte und neu eingeleitete Auflage (Frankfurt/M. 1971), S. 9 - 47.
- Habermas, Jürgen (1973), "Zur Logik des theoretischen und praktischen Diskurses", in: Manfred Riedel (Hrsg.), Rehabilitierung der praktischen Philosophie, Bd. II (Freiburg, 1974), S. 381 - 402.
- Hanson, Norwood Russell (1958), Patterns of Discovery (Cambridge, 1958).
- Hare, Richard M. (1952), Die Sprache der Moral. Aus dem Englischen übersetzt von Petra von Morstein (Frankfurt/M., 1972).
- Hare, Richard M. (1963 a), "Deskriptivismus", in: G. Grewendorf und G. Meggle (1974), S. 260 - 284.
- Hare, Richard M. (1963 b), Freiheit und Vernunft. Aus dem Englischen von Georg Meggle (Düsseldorf, 1973).
- Hare, Richard M. (1969), "Wissenschaft und praktische Philosophie", in: 9. Deutscher Kongreß für Philosophie, Düsseldorf 1969 - Philosophie und Wissenschaft, Hrsg. von Ludwig Landgrebe (Meisenheim am Glan, 1972), S. 79 - 88.
- Harman, Gilbert (1977), The Nature of Morality: An Introduction to Ethics (New York, 1977).

- Harrison, Jonathan (1976), Hume's Moral Epistemology (Oxford, 1976).
- Hartmann, Nicolai (1926), Ethik (Berlin, 1935).
- Hegselmann, Rainer (1979), Normativität und Rationalität: Zum Problem praktischer Vernunft in der Analytischen Philosophie (Frankfurt/M. und New York, 1979).
- Hempel, Carl G. (1958), "The Theoretician's Dilemma", in: Minnesota Studies in the Philosophy of Science, Vol. II (Minneapolis, 1958), pp. 37 - 96.
- Hempel, Carl G. (1975), "Die Wissenschaftstheorie des analytischen Empirismus im Lichte zeitgenössischer Kritik", in: Logik- Ethik- Theorie der Geisteswissenschaften: XI. Deutscher Kongreß für Philosophie 1975, hrsg. von G. Patzig, E. Scheibe und W. Wieland (Hamburg, 1977), S. 20 - 34.
- Hennis, Wilhelm (1963), Politik und praktische Philosophie. Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft (Neuwied, 1963).
- Hildebrand, Dietrich von (1922), "Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis. Eine Untersuchung über ethische Strukturprobleme", in: ders., Die Idee der sittlichen Handlung - Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis (Darmstadt, 1969), S. 127 - 266.
- Hilgenheger, Norbert (1980), "Der Platz der Werturteile in der logischen Philosophie Rudolf Carnaps", in: Genii Loci Dispersi. Beiträge zu "Wuppertaler Philosophen", hrsg. von Heide Heinz (Würzburg, 1980), S. 161 - 180.
- Höffe, Otfried, Hrsg. (1975), Einführung in die utilitaristische Ethik. Klassische und zeitgenössische Texte (München, 1975).
- Höffe, Otfried, Hrsg. (1977), Über Rawls' Theorie der Gerechtigkeit (Frankfurt/M., 1977).
- Höffe, Otfried (1979), Ethik und Politik: Grundmodelle und -probleme der praktischen Philosophie (Frankfurt/M., 1979).
- Höffe, Otfried (1979 a), "Kants kategorischer Imperativ als Kriterium des Sittlichen", in: O. Höffe (1979), Kap. 3.
- Höffe, Otfried (1979 b), "Zur Theorie des Glücks im klassischen Utilitarismus", in: O. Höffe (1979), Kap. 4.
- Hoerster, Norbert (1969), "Zum Problem der Ableitung eines Sollens aus einem Sein in der analytischen Moralphilosophie", in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Bd. 55, 1969, S. 11 - 37.
- Hoerster, Norbert (1970), "Moral und Emotionen", in: Philosophische Rundschau, 17. Jg., 1970, S. 112 - 128.
- Hoerster, Norbert (1971), Utilitaristische Ethik und Verallgemeinerung (München, 1971).
- Hoerster, Norbert (1974 a), "Kants kategorischer Imperativ als Test unserer sittlichen Pflichten", in: Manfred Riedel (Hrsg.), Rehabilitierung der praktischen Philosophie, Bd. II (Freiburg, 1974), S. 455 - 475.

- Hoerster, Norbert (1974 b), "R. M. Hares Fassung der Goldenen Regel", in: Philosophisches Jahrbuch, 81. Jg., 1974, S. 186 - 196.
- Hoerster, Norbert (1974 c), "Normenbegründung und Relativismus", in: R. Ginters (1978), S. 171 - 182.
- Hoerster, Norbert (1977), "John Rawls' Kohärenztheorie der Normenbegründung", in: O. Höffe (1977), S. 57 - 76.
- Hondrich, Karl Otto (1978), Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften, hrsg. und eingeleitet von Karl Otto Hondrich und Joachim Matthes (Darmstadt/Neuwied, 1978).
- Horkheimer, Max (1937 a), "Traditionelle und kritische Theorie", in: ders., Kritische Theorie. Eine Dokumentation, hrsg. von Alfred Schmidt, Bd. II (Frankfurt/M., 1968), S. 137 - 191.
- Horkheimer, Max (1937 b), "Nachtrag", in: ders., Kritische Theorie. Eine Dokumentation, hrsg. von Alfred Schmidt, Bd. II (Frankfurt/M., 1968), S. 192 - 200).
- Horkheimer, Max (1937 c), "Der neueste Angriff auf die Metaphysik", in: ders., Kritische Theorie. Eine Dokumentation, hrsg. von Alfred Schmidt, Bd. II (Frankfurt/M., 1968), S. 82 - 136.
- Horkheimer, Max (1965), "Diskussion zum Thema: Wertfreiheit und Objektivität", in: Otto Stammer (Hrsg.), Max Weber und die Soziologie heute: Verhandlungen des 15. Deutschen Soziologentages (Tübingen, 1965), S. 65 - 67.
- Hudson, William D. (1964), "Hume on Is and Ought", in: Philosophical Quarterly, Vol. 14, 1964, p. 246 ff.
- Hübner, Kurt (1978), Kritik der wissenschaftlichen Vernunft (Freiburg/München, 1978).
- Hülsmann, Heinrich (1976), "Die Schwierigkeiten des Jürgen Habermas beim Versuch, Theorie und Praxis zu vermitteln", in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Jg. 21, 1976, S. 57 - 70.
- Hume, David (1739), Ein Traktat über die menschliche Natur, 2 Bde., Übersetzt von Theodor Lipps, hrsg. von R. Brandt, unveränderter Nachdruck der ersten Auflage von 1906 (Hamburg, 1978).
- Hume, David (1751), Eine Untersuchung über die Prinzipien der Moral, Übersetzt, mit Einleitung und Register versehen von Carl Winckler (Hamburg, 1929/72).
- Hutcheson, Francis (1728), "Erläuterungen zum moralischen Sinn", in: Empirismus, hrsg. von Günter Gawlick, Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung, Bd. 4 (Stuttgart, 1980), S. 192 - 216.
- Jöhr, Walter A. (1964), "Schätzungsurteil und Werturteil", in: Systeme und Methoden in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, hrsg. von N. Kloben, W. Krelle u. a. (Tübingen, 1964), S. 155 - 168.
- Juhos, Béla (1971), "Formen des Positivismus", in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, Bd. II, 1971.
- Junker, Detlef (1970), "Über die Legitimität von Werturteilen

- in den Sozialwissenschaften und der Geschichtswissenschaft", in: Historische Zeitschrift, Bd. 211, 1970, S. 1 - 33.
- Käsler, Dirk (1978), "Max Weber", in: Klassiker des soziologischen Denkens, hrsg. von Dirk Käsler, Bd. 2: Von Weber bis Mannheim (München, 1978), S. 40 - 177.
- Kaiser, Helmut (1981), "Ethische Urteilsfindung im Bereich der passiven Euthanasie - Reichweite und Grenzen ethischer Argumentationsmodelle", in: Zeitschrift für Evangelische Ethik, 25. Jg., Heft 2, 1981, S. 130 - 145.
- Kambartel, Friedrich (1972), "Ethik und Mathematik", in: Friedrich Kambartel/Jürgen Mittelstrass (Hrsg.), Zum normativen Fundament der Wissenschaft (Frankfurt/M., 1973), S. 115 - 130.
- Kambartel, Friedrich (1974), "Moralisches Argumentieren - Methodische Analysen zur Ethik", in: Friedrich Kambartel (Hrsg.), Praktische Philosophie und konstruktive Wissenschaftstheorie (Frankfurt/M., 1974), S. 54 - 72.
- Kampits, Peter (1980), "Gibt es eine wissenschaftsimmanente Ethik? Zur Frage der sogenannten 'Wertfreiheit der Wissenschaft'", in: Oskar Schatz (Hrsg.), Brauchen wir eine andere Wissenschaft? X. Salzburger Humanismusgespräch (Graz, 1981), S. 145 - 160.
- Kant, Immanuel (1785), Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (1785/86).
- Kant, Immanuel (1788), Kritik der praktischen Vernunft (1788).
- Kaplan, Abraham (1963), "Logical Empiricism and Value Judgments", in: The Philosophy of Rudolf Carnap, ed. by Paul A. Schilpp (La Salle/Ill., 1963), pp. 827 - 856.
- Keuth, Herbert (1978), Realität und Wahrheit: Zur Kritik des kritischen Rationalismus (Tübingen, 1978).
- Klima, Rolf (1971), "Theorienpluralismus in der Soziologie", in: Der Methoden- und Theorienpluralismus in den Wissenschaften, Vorträge und Diskussionen des 5. wissenschaftstheoretischen Kolloquiums 1969 und des 6. wissenschaftstheoretischen Kolloquiums 1970, hrsg. von A. Diemer (Meisenheim am Glan, 1971), S. 198 - 219.
- Kochanski, Zdzislaw (1978), "Zur Frage der Stellung der Biologie unter den Naturwissenschaften: Bewertende Begriffe und Urteile in der Biologie", in: Conceptus, Jg. XII, Nr. 31, 1978, S. 5 - 16.
- Kocka, Jürgen (1977), "Parteilichkeit in der DDR-marxistischen Geschichtswissenschaft: Einige Thesen", in: Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, hrsg. von Reinhart Koselleck, Wolfgang J. Mommsen, Jörn Rüsen (München, 1977), S. 263 - 269.
- König, Eckard (1972), "Wertfreiheit und Rechtfertigung von Normen im Positivismusstreit", in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 1, Heft 3, Juli 1972, S. 225 - 239.
- König, René (1964), "Einige Überlegungen zur Frage der 'Werturteilsfreiheit' bei Max Weber", in: H. Albert und E. To-

- pitsch (1979), S. 150 - 188.
- König, René (1967), "Einleitung", in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, hrsg. von R. König, Bd. 1: Geschichte und Grundprobleme der empirischen Sozialforschung (Stuttgart, dtv, 1973), S. 1 - 20.
- Kolakowski, Leszek (1966), Die Philosophie des Positivismus, aus dem Polnischen von P. Lachmann (München, 1971).
- Kolakowski, Leszek (1977), "Die Fortdauer des Sein-Sollen-Dilemmas", in: ders., Zweifel an der Methode (Stuttgart u. a., 1977), S. 9 - 54.
- Kolakowski, Leszek (1978), "Die Frankfurter Schule und die Kritische Theorie", in: Hauptströmungen des Marxismus. Entstehung, Entwicklung, Zerfall (München, 1979), Bd. 3, Kap. 10.
- Konrad, Richard A. (1970), "There is no 'Fact-Value-Gap' for Hume", in: Journal of Value Inquiry, Vol. IV, 1970, pp. 126 - 133.
- Koller, Peter (1981), "Die Konzeption des Überlegungs-Gleichgewichts als Methode der moralischen Rechtfertigung", in: Conceptus, Jg. XV, Nr. 35/36, 1981, S. 129 - 142.
- Kraft, Viktor (1963), Rationale Moralbegründung (Wien, 1963).
- Kuczynski, Jürgen (1972 a), "Zur Theorie des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses - zum Problem von Parteilichkeit und 'Wertfreiheit'", in: ders., Studien zur Wissenschaft von den Gesellschaftswissenschaften: Erinnerungen, Erfahrungen, Überlegungen (Berlin/Ost, 1972), S. 153 - 189.
- Kuczynski, Jürgen (1972 b), "Nachbemerkung: Max Weber und die 'Wertfreiheit' der Wissenschaft", in: ders., Studien zur Wissenschaft von den Gesellschaftswissenschaften: Erinnerungen, Erfahrungen, Überlegungen (Berlin/Ost, 1972), S. 189 - 200.
- Kuhn, Thomas S. (1962), Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2., revidierte u. um das Postskriptum von 1969 erg. Aufl. (Frankfurt/M., 1979).
- Kuhn, Thomas S. (1969), "Postskriptum - 1969", in: Th. S. Kuhn (1962), S. 186 - 221.
- Kuhn, Thomas S. (1970), "Bemerkungen zu meinen Kritikern", in: I. Lakatos und A. Musgrave (1974), S. 223 - 269.
- Kuhn, Thomas S. (1973), "Objektivität, Werturteil und Theoriewahl", in: Th. S. Kuhn (1977), S. 421 - 445.
- Kuhn, Thomas S. (1974), "Neue Überlegungen zum Begriff des Paradigma", in: Th. S. Kuhn (1977), S. 389 - 420.
- Kuhn, Thomas S. (1977), Die Entstehung des Neuen: Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte, hrsg. v. Lorenz Krüger, übers. von Hermann Vetter (Frankfurt/M., 1977).
- Lakatos, Imre (1970 a), "Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme", in: I. Lakatos und A. Musgrave (1974), S. 89 - 189.
- Lakatos, Imre (1970 b), "Die Geschichte der Wissenschaft

- und ihre rationalen Rekonstruktionen", in: I. Lakatos und A. Musgrave (1974), S. 271 - 311.
- Lakatos, Imre (1971), "Popper zum Abgrenzungs- und Induktionsproblem", in: Hans Lenk (Hrsg.), Neue Aspekte der Wissenschaftstheorie (Braunschweig, 1971), S. 75 - 100.
- Lakatos, Imre und Musgrave, Alan, Hrsg. (1974), Kritik und Erkenntnisfortschritt (Braunschweig, 1974).
- Lazari-Pawlowska, Ija (1969), "Über die Arten des ethischen Argumentierens", in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Bd. 55, 1969, S. 521 - 539.
- Lazari-Pawlowska, Ija (1980), "Die kulturelle Differenziertheit der Moral", in: Zeitschrift für Evangelische Ethik, 24. Jg., Heft 2, 1980, S. 86 - 96.
- Lehner, Franz (1974), "Nostalgie einer Disziplin oder die Revolution, die nie stattgefunden hat", in: Politische Vierteljahresschrift, XI. Jg., 1974, S. 245 - 256.
- Lenk, Hans (1967), "Kann die sprachanalytische Moralphilosophie neutral sein?", in: H. Albert und E. Topitsch (1979), S. 533 - 552.
- Lenk, Kurt (1970), "Werturteilsfreiheit als Fiktion", in: Willy Hochkeppel (Hrsg.), Soziologie zwischen Theorie und Empirie (München, 1970), S. 145 - 154.
- Levi, Isaac (1960), "Must the Scientist make Value Judgments?", in: Readings in the Philosophy of Science, ed. by Baruch A. Brody (Englewood Cliffs/N. J., 1970), pp. 559 - 570.
- Lobkowicz, Nikolaus (1969), "Interesse und Objektivität", in: Philosophische Rundschau, Bd. 16, 1969, S. 249 - 273.
- Lobkowicz, Nikolaus (1976), "Erkenntnisleitende Interessen", in: K. Hübner, N. Lobkowicz, H. Lübke und G. Radnitzky (Hrsg.), Die politische Herausforderung der Wissenschaft: Gegen eine ideologisch verplante Forschung (Hamburg, 1976), S. 55 - 65.
- Lobkowicz, Nikolaus (1980), "Politik zwischen Philosophie und Wissenschaft. Eine Einleitung zur Politischen Philosophie", in: Münchner Beiträge zur Politikwissenschaft, im Namen des Geschwister-Scholl-Institutes hrsg. von P. C. Mayer-Tasch (Freiburg/Br., 1980), S. 70 - 85.
- Locke, John (1689), Über den menschlichen Verstand, übersetzt von C. Winckler, 3. Auflage, unveränd. Nachdruck in einem Band (Hamburg, 1976).
- Lübke, Herrmann (1962), "Die Freiheit der Theorie. Max Weber über Wissenschaft als Beruf", in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Bd. XLVIII, 1962, S. 343 - 365.
- Lübke, Herrmann (1978), "Sind Normen methodisch begründbar? - Rekonstruktion der Antwort Max Webers", in: Willi Oelmüller (Hrsg.), Transzendentalphilosophische Normenbegründungen (Paderborn, 1978), S. 38 - 49.
- MacIntyre, Alasdair C. (1959), "Hume on 'Is' and 'Ought'", in: Philosophical Review, Vol. 68, 1959, pp. 451 ff.

- Mackie, John L. (1977), Ethik. Auf der Suche nach dem Richtigen und Falschen, aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Ginters (Stuttgart, 1981).
- Marcuse, Herbert (1964), Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft (Neuwied und Berlin, 1967).
- Margolis, Joseph (1976), "G. E. Moore and Intuitionism", in: Ethics, Vol. 87, No. 1, 1976, pp. 35 - 48.
- Meyer, Heinz (1972), "Die Werturteilsfreiheit als praktisches Postulat der Wissenschaft", in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 1, Heft 3, 1972, S. 240 - 249.
- Meyer-Krahmer, Frieder (1978), "Analyse der wissenschaftstheoretischen Vorstellungen Gunnar Myrdals", in: Jahrbuch für Sozialwissenschaft, Bd. 29, Heft 3, 1978, S. 328 - 345.
- Mill, John Stuart (1843), System der deduktiven und induktiven Logik. Eine Darlegung der Grundsätze der Beweislehre und der Methoden wissenschaftlicher Forschung, unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Theodor Gomperz, Bd. 3, Bd. IV der Gesammelten Werke (Leipzig/Aalen, 1886/1968).
- Mojse, Georg-Matthias (1979), Wissenschaftstheorie und Ethik-Diskussion bei Hans Albert. Ein Beitrag zur gegenwärtigen Debatte über die Grundwerte in der pluralistischen Gesellschaft (Bonn, 1979).
- Mommsen, Wolfgang J. (1974), "'Verstehen' und 'Idealtypus'. Zur Methodologie einer historischen Sozialwissenschaft", in: ders., Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte (Frankfurt/M., 1974), S. 208 - 232.
- Mommsen, Wolfgang J. (1977 a), "Objektivität und Parteilichkeit im historiographischen Werk Sybels und Treitschkes", in: Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, hrsg. von R. Koselleck, W. J. Mommsen und J. Rüsen (München, 1977), S. 134 - 159.
- Mommsen, Wolfgang J. (1977 b), "Der perspektivische Charakter historischer Aussagen und das Problem von Parteilichkeit und Objektivität historischer Erkenntnis", in: Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft (München, 1977), S. 441 - 468.
- Monod, Jacques (1971), Zufall und Notwendigkeit. Philosophische Fragen der modernen Biologie, aus dem Französischen von Fr. Griesse (München, 1971), Kap. IX.
- Moore, George E. (1903), Principia Ethica, aus dem Englischen übersetzt von B. Wigger (Stuttgart, 1970).
- Moore, George E. (1912), Grundprobleme der Ethik. Vorwort von Norbert Hoerster, aus dem Englischen übertragen von Annemarie Pieper (München, 1975).
- Myrdal, Gunnar (1969), Objektivität in der Sozialforschung (Frankfurt/M., 1971).
- Nagel, Ernest (1961), "Der Einfluß von Wertorientierungen auf die Sozialforschung", in: H. Albert und E. Topitsch, (1979), S. 237 - 260.

- Neumaier, Otto (1981), "Moralische Kompetenz als Gegenstand der Ethik", in: Conceptus, Jg. XV, Nr. 35/36, 1981, S. 143 - 156.
- Nipperdey, Thomas (1979), "Kann Geschichte objektiv sein?", in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 30. Jg., Heft 6, 1979, S. 329 - 342.
- Nowell-Smith, P. H. (1954), Ethics (London, 1954).
- Odegard, Douglas (1981), "On two Arguments against Moral Certainty", in: Mind, Vol. XC, 1981, pp. 79 - 90.
- Oppenheim, Felix E. (1973), "'Facts' and 'Values' in Politics: Are they Separable?", in: Political Theory. An International Journal of Political Philosophy, Vol. 1, No. 1, 1973, pp. 54 - 68.
- Parsons, Talcott (1965), "Wertgebundenheit und Objektivität in den Sozialwissenschaften", in: O. Stammer (1965), S. 39 - 64.
- Passmore, J. A. (1953), "Can Social Science be Value-Free?", in: Herbert Feigl und May Brodbeck (ed.), Readings in the Philosophy of Science (New York, 1953), pp. 674 - 676.
- Patzig, Günther (1970), "Satz und Tatsache", in: ders., Sprache und Logik (Göttingen, 1970), S. 39 - 76.
- Patzig, Günther (1971), Ethik ohne Metaphysik (Göttingen, 1971).
- Patzig, Günther (1975), "Die Begründung moralischer Normen", in: Logik - Ethik - Theorie der Geisteswissenschaften: XI. Deutscher Kongreß für Philosophie 1975, hrsg. von G. Patzig, E. Scheibe und W. Wieland (Hamburg, 1977), S. 7 - 19.
- Patzig, Günther (1978), "Objektivität und Wertfreiheit - Zwei Grundprobleme der Wissenschaftstheorie", in: Neue Rundschau, 90. Jg., Heft 3, 1979, S. 399 - 411.
- Pawlowski, Tadeusz (1980), Begriffsbildung und Definition, aus dem Polnischen Übersetzt von Georg Grzyb (Berlin/New York, 1980).
- Piaget, Jean (1932), Das moralische Urteil beim Kinde, aus dem Französischen von L. Goldmann (Frankfurt/M., 1973).
- Pieper, Annemarie (1971), "Analytische Ethik. Ein Überblick über die seit 1900 in England und Amerika erschienene Ethik-Literatur", in: Philosophisches Jahrbuch, 78. Jg., 1971, S. 144 - 176.
- Poincaré, Henri (1913), "Moral und Wissenschaft", in: Letzte Gedanken, Übersetzt von W. Ostwald (Leipzig, 1913).
- Polányi, Michael (1966), The Tacit Dimension (New York, 1966).
- Popper, Karl R. (1934), Logik der Forschung, Sechste, verbesserte Auflage (Tübingen, 1976).
- Popper, Karl R. (1944), Das Elend des Historizismus, unveränderter Nachdruck der 3., verbesserten Auflage (Tübingen, 1974).

- Popper, Karl R. (1945), Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Übersetzt von P. K. Feyerabend, 2 Bde. (München, 51977).
- Popper, Karl R. (1949), "Kübelmodell und Scheinwerfermodell: zwei Theorien der Erkenntnis", in: K. R. Popper (1973), S. 369 - 390.
- Popper, Karl R. (1962 a), "Die Logik der Sozialwissenschaften", in: Th. W. Adorno, H. Albert u. a., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Neuwied/Berlin, 1969), S. 103 - 123.
- Popper, Karl R. (1962 b), "Facts, Standards and Truth: A Further Criticism of Relativism", in: ders. The Open Society and Its Enemies, Vol. II, 4. rev. ed. (Princeton/N. J., 1963), pp. 369 - 396.
- Popper, Karl R. (1963), Conjectures and Refutations: The Growth of Scientific Knowledge (London, 1963).
- Popper, Karl R. (1968), "Erkenntnistheorie ohne erkennen-des Subjekt", in: K. R. Popper (1973), S. 123 - 171.
- Popper, Karl R. (1970), "Die Normalwissenschaft und ihre Gefahren", in: I. Lakatos und A. Musgrave (1974), S. 51 - 57.
- Popper, Karl R. (1971), "Vermutungswissen: meine Lösung des Induktionsproblems", in: K. R. Popper (1973), S. 13 - 43.
- Popper, Karl R. (1972), "Zwei Seiten des Alltagsverstands: ein Plädoyer für den Realismus des Alltagsverstands und gegen die Erkenntnistheorie des Alltagsverstands", in: K. R. Popper (1973), S. 44 - 122.
- Popper, Karl R. (1973), Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf (Hamburg, 1973).
- Popper, Karl R. (1974), "Replies to My Critics", in: The Philosophy of Karl Popper, ed by Paul A. Schilpp, 2 Vols. (LaSalle/Ill., 1974), Vol. II, pp. 961 - 1200).
- Popper, Karl R. (1975), "Die moralische Verantwortlichkeit des Wissenschaftlers", in: Universitas, 30. Jg., Heft 7, 1975, S. 689 - 699.
- Putnam, Hilary (1962), "What Theories are not", in: Richard E. Grandy (1973), S. 111 - 123.
- Putnam, Hilary (1973), "Explanation and reference", in: H. Putnam (1975 a), pp. 196 - 214.
- Putnam, Hilary (1974), "Language and reality", in: H. Putnam (1975 a), pp. 272 - 290.
- Putnam, Hilary (1975 a), Mind, Language and Reality. Philosophical Papers, Vol. 2 (Cambridge/England, 1975).
- Putnam, Hilary (1975 b), Die Bedeutung von "Bedeutung", hrsg. und übersetzt von Wolfgang Spohn (Frankfurt/M., 1979).
- Putnam, Hilary (1978), Meaning and the Moral Sciences (London, 1978).
- Quine, Williard Van Orman (1948), "Was es gibt", in: W.V.O. Quine (1961), S. 9 - 25.

- Quine, Williard Van Orman (1951), "Zwei Dogmen des Empirismus", in: W. V. O. Quine (1961), S. 27 - 50.
- Quine, Williard Van Orman (1960), Wort und Gegenstand, aus dem Englischen übersetzt von J. Schulte und D. Birnbacher (Stuttgart, 1980).
- Quine, Williard Van Orman (1961), Von einem logischen Standpunkt. Neun logisch-philosophische Essays. Mit einem Nachwort und Übersetzt von Peter Bosch (Frankfurt/M./Berlin/Wien, 1979).
- Quine, Williard Van Orman (1969), Ontologische Relativität und andere Schriften. Aus dem Englischen übersetzt von Wolfgang Spohn (Stuttgart, 1975).
- Quine, Williard Van Orman (1969 a), "Naturalisierte Erkenntnistheorie", in: W. V. O. Quine (1969), S. 97 - 126.
- Quine, Williard Van Orman (1969 b), "Natürliche Arten", in: W. V. O. Quine (1969), S. 157 - 189.
- Quine, Williard Van Orman (1974), Die Wurzeln der Referenz. Übersetzt von Hermann Vetter (Frankfurt/M., 1976).
- Quine, Williard Van Orman (1978), "On the Nature of Moral Values", in: A. I. Goldmann and J. Kim (1978), S. 37 - 45.
- Radnitzky, Gerard (1976), "Bedeutung des Objektivitätsbegriffs in Wissenschaftstheorie und Forschungspolitik", in: Werner Becker und Kurt Hübner (Hrsg.), Objektivität in den Natur- und Geisteswissenschaften (Hamburg, 1976), S. 189 - 223.
- Radnitzky, Gerard (1979 a), "Das Problem der Theorienbewertung: Begründungsphilosophischer, skeptischer und fallibilistischer Denkstil in der Wissenschaftstheorie", in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, Bd. X, Heft 1, 1979, S. 67 - 97.
- Radnitzky, Gerard (1979 b), "Die Sein-Sollen-Unterscheidung als Voraussetzung der liberalen Demokratie", in: Kurt Salamun (Hrsg.), Sozialphilosophie als Aufklärung. Festschrift für Ernst Topitsch (Tübingen, 1979), S. 459 - 493.
- Rawls, John (1951), "Outline of a Decision Procedure for Ethics", in: Philosophical Review, Vol. LX, pp. 177 - 190.
- Rawls, John (1971), Eine Theorie der Gerechtigkeit, übersetzt von Hermann Vetter (Frankfurt/M., 1975).
- Reding, Marcel (1972), Politische Ethik. Eine Einführung (Freiburg/Br., 1972).
- Reichenbach, Hans (1938), Experience and Prediction. A Analysis of the Foundations and Structure of Knowledge (Chicago, 1938).
- Reichenbach, Hans (1951), Der Aufstieg der wissenschaftlichen Philosophie, Bd. I der Gesammelten Werke, hrsg. von Andreas Kamlah und Maria Reichenbach (Braunschweig, 1977).
- Rickert, Heinrich (1929), Die Grenzen der naturwissenschaft-

- lichen Begriffsbildung - Eine logische Einleitung in die Historischen Wissenschaften, 5. verbesserte Auflage (Tübingen, 1929).
- Rohs, Peter (1969), "Wie wissenschaftlich ist die wissenschaftliche Naturrechtskritik: Eine Antikritik", in: Philosophische Rundschau, Bd. 16 (1969), S. 185 - 213.
- Ross, Alf (1933), Kritik der sogenannten praktischen Vernunft (Kopenhagen und Leipzig, 1933).
- Ross, William D. (1939), Foundations of Ethics (Oxford, 1960).
- Rudner, Richard (1953), "The Scientist qua Scientist makes Value Judgements", in: Readings in the Philosophy of Science, ed. by Baruch A. Brody (Englewood Cliffs/N. J., 1970), pp. 540 - 546.
- Rumpler, Helmut (1977), "Parteilichkeit und Objektivität als Theorie-Problem der DDR-Historie", in: Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, hrsg. von R. Koselleck, W. J. Mommsen und J. Rüsen (München, 1977), S. 228 - 262.
- Runciman, Walter G. (1963), Sozialwissenschaft und politische Theorie (Frankfurt/M., 1967).
- Runciman, Walter G. (1972), A Critique of Max Weber's Philosophy of Social Science (Cambridge, 1972).
- Russell, Bertrand (1905), "Über das Kennzeichnen", in: B. Russell (1971), S. 3 - 22.
- Russell, Bertrand (1914), "Sinnesdaten und Physik", in: ders., Die Philosophie des Logischen Atomismus. Aufsätze zur Logik und Erkenntnistheorie 1908 - 1918, hrsg. u. übersetzt von J. Sinnreich (München, 1979), S. 103 - 129.
- Russell, Bertrand (1918), Mysticism and Logic, and Other Essays (London, 1918).
- Russell, Bertrand (1927), "Ethik", in: B. Russell (1971), S. 183 - 196.
- Russell, Bertrand (1944), "Über die Verbindlichkeit ethischer Urteile", in: B. Russell (1971), S. 197 - 204.
- Russell, Bertrand (1971), Philosophische und politische Aufsätze, hrsg. von Ulrich Steinvorth (Stuttgart, 1971).
- Ryle, Gilbert (1949), Der Begriff des Geistes. Aus dem Englischen übersetzt von Kurt Baier (Stuttgart, 1969).
- Ryle, Gilbert (1953), Begriffskonflikte. Deutsch von Eberhard Bubser (Göttingen, 1970).
- Salamun, Kurt (1975), "Wertfreiheit und Sozialwissenschaft", in: ders., Ideologie, Wissenschaft, Politik. Sozialphilosophische Studien, mit einem Vorwort von Ernst Topitsch (Graz/Wien/Köln, 1975), S. 178 - 186.
- Sartori, Giovanni (1960), "Der Begriff der 'Wertfreiheit' in der Politischen Wissenschaft", in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 1, 1960, S. 12 - 22.
- Savigny, Eike von, Hrsg. (1969), Philosophie und normale

- Sprache: Texte der Ordinary-Language-Philosophie (München, 1969).
- Savigny, Eike von (1970), Analytische Philosophie (Freiburg/München, 1970).
- Schaff, Adam (1964), Sprache und Erkenntnis, aus dem Polnischen Übersetzt von Elida Maria Szarota (Reinbek bei Hamburg, 1974).
- Scheffler, Israel (1967), "Wissenschaft: Wandel und Objektivität", in: W. Diederich (1974), S. 137 - 166.
- Scheler, Max (1916), Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. Gesammelte Werke, Bd. 2, hrsg. von Maria Scheler (Bern/München, 1966).
- Schlick, Moritz (1918), Allgemeine Erkenntnislehre (Frankfurt/M., 1979).
- Schlick, Moritz (1930), Fragen der Ethik (Wien, 1930).
- Schmidt, Bernd (1978), "Die Aufgaben der Metaethik - Sinn und Unsinn sprach-philosophischer Untersuchungen", in: Conceptus, Jg. XII, Nr. 31, 1978, S. 47 - 53.
- Schmidt, Paul F. (1959), "Ethische Normen in der wissenschaftlichen Methode", in: H. Albert und E. Topitsch (1979), S. 353 - 364.
- Schopenhauer, Arthur (1840), "Preisschrift über die Grundlage der Moral", in: A. Schopenhauers sämtliche Werke in zwölf Bänden. Mit einer Einleitung von Dr. Rudolf Steiner, Bd. 7: Die beiden Grundprobleme der Ethik (Stuttgart und Berlin, o. J.), S. 133 - 298.
- Schuster, Cynthia A. (1961), "Peter Glassen über die Kognitivität moralischer Urteile", in: Eike von Savigny (1969), S. 157 - 161.
- Schwab, Martin (1975), "Ethik als Verfahren? Zu O. Schwemmers Moralphilosophie", in: Philosophische Rundschau, 21. Jg., 1975, S. 176 - 187.
- Schwemmer, Oswald (1973), "Grundlagen einer normativen Ethik", in: Friedrich Kambartel (Hrsg.), Praktische Philosophie und konstruktive Wissenschaftstheorie (Frankfurt/M., 1974), S. 73 - 95.
- Searle, John R. (1969), Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay, Übersetzt von R. und R. Wiggershaus (Frankfurt/M., 1971).
- Singer, Marcus G. (1961), Verallgemeinerung in der Ethik: Zur Logik moralischen Argumentierens, aus dem Amerikanischen Übertragen von Cl. Langer und B. Wimmer (Frankfurt/M., 1975).
- Singleton, Jane (1981), "Moral Theories and Tests of Adequacy", in: The Philosophical Quarterly, Vol. 31, No. 122, 1981, pp. 31 - 46.
- Skillen, A. J. (1980), "The Ethical Neutrality of Science and the Method of Abstraction; The Case of Political Economy", in: The Philosophical Forum, Vol. XI, No. 3, 1980, pp. 215 - 233.

- Smart, John J. C. (1981), "Ethics and Science", in: Philosophy, Vol. 56, No. 218, 1981, pp. 449 - 465.
- Smith, Adam (1759), Theorie der ethischen Gefühle, dt. Übersetzung von Walther Eckstein (Hamburg, 1977).
- Spiegel-Rösing, I. (1973), Wissenschaftsentwicklung und Wissenschaftssteuerung: Einführung und Material zur Wissenschaftsforschung (Frankfurt/M., 1973).
- Spohn, Wolfgang (1978), "Putnams philosophische Aufsätze", in: Philosophische Rundschau, 25. Jg., 1978, S. 199 - 217.
- Sprute, Jürgen (1979), "Das moralische Urteil in der neueren ethischen Diskussion", in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie, Jg. 4, Heft 2, 1979.
- Sprute, Jürgen (1980), "Der Begriff des Moral Sense bei Shaftesbury und Hutcheson", in: Kant-Studien, Philosophische Zeitschrift der Kant-Gesellschaft, 71 Jg., 1980, S. 221 - 237.
- Stammer, Otto, Hrsg. (1965), Max Weber und die Soziologie heute. Verhandlungen des 15. deutschen Soziologentages (Tübingen, 1965).
- Stegmüller, Wolfgang (1956), "Glauben, Wissen und Erkennen", in: ders., Glauben, Wissen und Erkennen - Das Universalienproblem einst und jetzt, 3., unveränderte Auflage (Darmstadt, 1974), S. 7 - 47.
- Stegmüller, Wolfgang (1969), Metaphysik, Skepsis, Wissenschaft, zweite, verbesserte Auflage (Berlin/Heidelberg/New York, 1969).
- Stegmüller, Wolfgang (1972), "Walther von der Vogelweides Lied von der Trauamliebe und Quasar 3 C273: Betrachtungen zum sogenannten Zirkel des Verstehens und zur sogenannten Theorienbeladenheit der Beobachtungen", in: ders., Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel (Stuttgart, 1979), S. 27 - 86.
- Stegmüller, Wolfgang (1973 a), Theorie und Erfahrung - Theorienstrukturen und Theoriendynamik. Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, Bd. II, 2 (Berlin/Heidelberg/New York, 1973).
- Stegmüller, Wolfgang (1973 b), "Wertfreiheit, Interessen und Objektivität. Das Wertfreiheitspostulat von Max Weber", in: ders., Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, Bd. IV, 1: Persönelle und Statistische Wahrscheinlichkeit (Berlin/Heidelberg/New York, 1973), S. 46 - 64.
- Stegmüller, Wolfgang (1974), "Theoriendynamik und logisches Verständnis", in: W. Diederich (1974), S. 167 - 209.
- Stegmüller, Wolfgang (1978/79), Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, 2. Bde., 6., erweiterte Auflage (Stuttgart, 1978/79).
- Steinvorth, Ulrich (1978), "Wertfreiheit der Wissenschaften bei Marx, Weber und Adorno - Ein Nachtrag zum Methodenstreit zwischen Kritischer Theorie und Kritischem Rationalismus", in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschafts-

- theorie, Bd. IX, Heft 2, 1978, S. 293 - 306.
- Steinvorth, Ulrich (1980), "Lakatos und politische Theorie", in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, Bd. XI, Heft 1, 1980, S. 135 - 146.
- Stevenson, Charles L. (1937), "Die emotive Bedeutung ethischer Ausdrücke", in: G. Grewendorf und G. Meggle (1974), S. 116 - 139.
- Stevenson, Charles L. (1944), Ethics and Language (New Haven, 1944).
- Stevenson, Charles L. (1963), Facts and Values (New Haven, 1963).
- Strauss, Leo (1953), "Die Unterscheidung zwischen Tatsachen und Werten", in: H. Albert und E. Topitsch (1979), S. 73 - 91.
- Strawson, Peter F. (1949), "Der ethische Intuitionismus", in: G. Grewendorf und G. Meggle (1974), S. 100 - 115.
- Taylor, Charles (1967), "Neutralität in der politischen Wissenschaft", in: ders., Erklärung und Interpretation in den Wissenschaften vom Menschen, Vorwort von Garbis Kortian, aus dem Amerikanischen von N. Th. Lindquist (Frankfurt/M., 1975), S. 14 - 64.
- Taylor, Paul W. (1975), "Der Relativismus in der Ethik", in: R. Ginters (1978), S. 30 - 47.
- Tenbruck, Friedrich H. (1959), "Die Genesis der Methodologie Max Webers", in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 11. Jg., 1959, S. 573 - 630.
- Topitsch, Ernst (1952), "Konventionalismus und Wertproblem in den Sozialwissenschaften", in: ders., Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft (Neuwied und Berlin, 1961), S. 107 - 124.
- Topitsch, Ernst (1955), "Sozialtheorie und Gesellschaftsgestaltung", in: ders., Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft (Neuwied und Berlin, 1961), S. 125 - 153.
- Topitsch, Ernst (1959), "Vom Wert wissenschaftlichen Erkennens", in: H. Albert und E. Topitsch (1979), S. 365 - 382.
- Topitsch, Ernst (1961), "Begriff und Funktion der Ideologie", in: ders., Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft (Neuwied und Berlin, 1961), S. 15 - 52.
- Topitsch, Ernst, Hrsg. (1965), Logik der Sozialwissenschaften (Köln/Berlin, 1965).
- Toulmin, Stephen E. (1950), An Examination of the Place of Reason in Ethics (Cambridge, 1950).
- Toulmin, Stephen E. (1972), Kritik der kollektiven Vernunft, übersetzt von Hermann Vetter (Frankfurt/M., 1978).
- Tuomela, Raimo (1973), Theoretical Concepts (Wien/New York, 1973).
- Urmson, James O. (1950), "Einstufen", in: G. Grewendorf und G. Meggle (1974), S. 140 - 174.

- Urmson, James O. (1968), The Emotive Theory of Ethics (London, 1968).
- Vierhaus, Rudolf (1977), "Rankes Begriff der historischen Objektivität", in: Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, hrsg. von R. Koselleck, W. J. Mommsen und Jörn Rüsen (München, 1977), S. 63 - 77.
- Voegelin, Eric (1952), "Einleitung", in: ders. Die neue Wissenschaft der Politik. Eine Einführung (Salzburg, 1977), S. 19 - 51.
- Vollmer, Gerhard (1975), Evolutionäre Erkenntnistheorie - Angeborene Erkenntnisstrukturen im Kontext von Biologie, Psychologie, Linguistik, Philosophie und Wissenschaftstheorie (Stuttgart, 1975).
- Warnock, Geoffrey J. (1967), "Naturalismus", in: G. Grewendorf und G. Meggle (1974), S. 341 - 352.
- Weber, Max (1904), "Die 'Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis", in: M. Weber (1973), S. 146 - 214.
- Weber, Max (1917), "Der Sinn der 'Wertfreiheit' der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften", in: M. Weber (1973), S. 489 - 540.
- Weber, Max (1919), "Wissenschaft als Beruf", in: M. Weber (1973), S. 582 - 613.
- Weber, Max (1973), Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann, 4., erneut durchgesehene Auflage (Tübingen, 1973).
- Weber, Wilhelm und Topitsch, Ernst (1950), "Das Wertfreiheitsproblem seit Max Weber", in: Zeitschrift für Nationalökonomie, hrsg. von Hans Mayer, Bd. XIII (Wien, 1950 - 52), S. 158 - 201.
- Weisser, Gerhard (1951), Politik als System aus normativen Urteilen (Göttingen, 1951).
- Westermann, Christoph (1977), Argumentationen und Begründungen in der Ethik und Rechtslehre (Berlin, 1977).
- Whorf, Benjamin Lee (1956), Sprache - Denken - Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Übersetzt von P. Krausser (Reinbek b. Hamburg, 1963).
- Wimmer, Reiner (1976), "Zur Verallgemeinerungsproblematik in der Ethik", in: Philosophische Rundschau, 23. Jg., 1976, S. 36 - 48.
- Wimmer, Reiner (1980), Universalisierung in der Ethik: Analyse, Kritik und Rekonstruktion ethischer Rationalitätsansprüche (Frankfurt/M., 1980).
- Witschel, Günter (1977), Wertvorstellung im Werk Karl R. Poppers, 2. erw. und veränderte Auflage (Bonn, 1977).
- Wittgenstein, Ludwig (1914/16), Tagebücher 1914 - 1916, in: Schriften 1, hrsg. von G. E. M. Anscombe und R. Rhees (Frankfurt/M., 1980).
- Wittgenstein, Ludwig (1921), Tractatus logico-philosophicus, in: Schriften 1, hrsg. von G. E. M. Anscombe und R. Rhees

(Frankfurt/M., ⁴1980).

Wittgenstein, Ludwig (1929/30), "A Lecture on Ethics", in: The Philosophical Review, Vol. LXXIV, 1965, pp. 3 - 12.

Wittgenstein, Ludwig (1947/49), Philosophische Untersuchungen, in: Schriften 1, hrsg. von G. E. M. Anscombe und R. Rhees (Frankfurt/M., ⁴1980).

Wright, Bruce E. (1974), "A Cognitivist Program for Normative Political Theory", in: The Journal of Politics, Vol. 36, 1974, pp. 675 - 686.

Zecha, Gerhard (1975), "Wertfreiheit vs. Kritisierbarkeit im kritischen Rationalismus", in: Logik - Ethik - Theorie der Geisteswissenschaften: XI. Deutscher Kongreß für Philosophie 1975, hrsg. von G. Patzig, E. Scheibe und W. Wieland (Hamburg, 1977), S. 519 - 527.

L e b e n s l a u f

Ich wurde am 15. August 1952 in Salzberg/Berchtesgaden geboren. 1956 zogen meine Eltern, mein Vater Rudolf Waas, Metzgermeister, und meine Mutter Viktoria Waas, geb. Weindl, nach München. Dort besuchte ich von 1958 bis 1965 die Volksschule an der Stuntzstraße, von 1965 bis 1969 die Fridtjof-Nansen-Realschule und von 1969 bis 1972 das Theresien-Gymnasium. Nach dem Abitur (1972) folgten 15 Monate Grundwehrdienst bei der Bundeswehr. Vom Wintersemester 1973/74 bis zum Sommersemester 1982 studierte ich an der Universität München Politische Wissenschaft, Philosophie und Neuere Geschichte. Im Sommersemester 1982 promovierte ich mit der vorliegenden Arbeit zum Dr. phil.

Rudolf Waas

